

1922  
Nachher der  
Gottscheer Zeitung, Klagenfurt  
G. L. : ..... U. N. : .....

# Gottscheer Kalender

für das Jahr

1922.

Herausgeber:

Allgemeiner Ein- und Verkaufsverein in Gottschee.



Zweiter Jahrgang.

Gottschee.

Buchdruckerei J. Pavlicek in Gottschee.

Archiv der Hilda Kovak  
Gottscheer Zeitung, Klagenfurt, 1923, Nr. 8  
S. Z.: U. A. 1  
17. Juli 27

Archiv der  
Gottscheer Zeitung, Klagenfurt  
S. Z.: 1 U. A.: A 12

# Gottscheer Kalender

für das Jahr

1922.



Herausgeber:

Allgemeiner Ein- und Verkaufsverein in Gottschee.

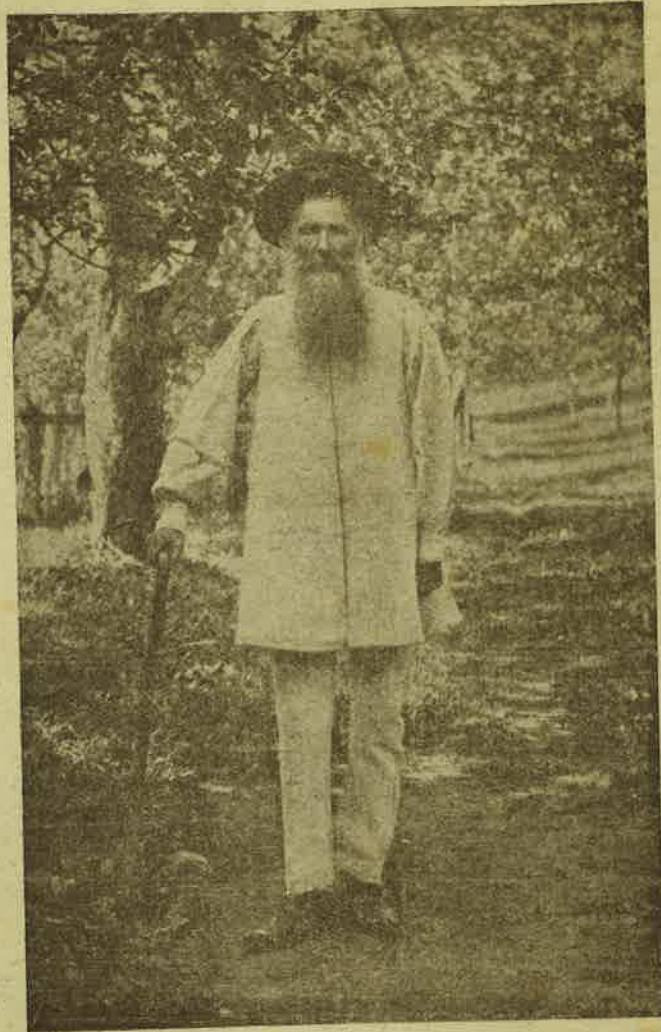


Zweiter Jahrgang.

Gottschee.

Buchdruckerei J. Pavlicek in Gottschee.

MATHIAS ROM jun.  
Buchhandlung  
GOTTSCHEE



Gottscheer in alter Tracht.

## Zum Geleite.

Der erste Jahrgang des Gottscheer Kalenders hat überall bei unseren Landsleuten freundliche Aufnahme gefunden, bei jung und alt, bei Bürger und Bauer nicht nur hier zu Lande, sondern auch weit draußen in der Welt, namentlich in Amerika, wo er als willkommener Bote aus der fernen Heimat freudigst begrüßt wurde. Diese herzliche Aufnahme und der überraschend große Absatz waren uns ein Beweis dafür, daß gleich beim ersten Versuch der richtige Ton getroffen wurde, und so wollen wir es auch heuer halten. Jeder, der darin blättert, soll mancherlei finden, was ihn anzieht, er wird sich darin belehren und erheitern können; das Werden und Wesen der Heimat wird sich vor ihm entrollen, die Laute der angestammten uralten Mundart werden ihm entgegenklingen, die Tage der Kindheit werden in ihm neu erwachen und die Liebe zu Vaterhaus und Muttererde sich kräftiger regen, auf daß er auch das Seinige dazu beitrage, diese in Not und Gefahr zu stützen und zu schützen.

Und so flattert denn neuerdings hinaus, ihr aus heißester Liebe zur Heimat hervorgegangenen Blätter, hier alte Bekannte herzlichst grüßend, dort neue Freunde suchend und werbend! Schlingt euch als kräftiges Band um alle Gottscheer Herzen, knüpft sie fest aneinander, daß keines verzagt darniederfinke, daß sich alle wieder aufrichten, vom Sturme zwar gebeugt, doch nicht gebrochen! Klopfet an die Türen der Armen wie der Reichen, daß sie sich dem treuen Freunde öffnen, der ein Jahr lang in frohen und trüben Stunden ihr Gast sein will, und rufet allen zu: Glück auf!

Wilhelm Eschinkel.

### Zan naian juar!

„Dil glic' unt shegn, a longas' labn,  
Geshunthait sholl Gottvustr gabm,  
Kuain ungluck' haitr traffaint di!“  
Sho binsch'nt haint da laits shi.

Von troascht shai shug'nt unt von muat,  
Da vilen binsche' schean unt guat;  
Doch oindr ischt af'n harzu shbar,  
Jo, benn lai dar drvillat bar!

Zeruck' bier schagn ins auts juar,  
Mit ollan laidn is nua guar.  
Da vraidn shboch' hent ban pamassn,  
D'rum babr's laichts a v'rgassn.

Jo, luaidigas hot's sear vil gabm,  
Geschiden hent vile ins eabigs labm,  
In hausch' unt doarf, in schtot unt lont,  
Zan leschtinbal' hont shai insch' gabm da hont.

Uhin hent gszoch'n ins baitz lont,  
Sho vil jungai dirndlain unt puabm.  
In gonz vrenima hents — unpakonnt,  
Bent kamon ahuaima da huabm.

**D**i zait ischt traurig, trieba, shbar,  
Doll hoffnung bier schagon nua dir entgegn  
O naies juar, o kin et lar,  
Sho pring insch' doch vridn unt gottsch-shegn!

Gottscheabar, denf ans lantle dain,  
Uns vustrhausch' — ans dearfle vain!  
Et frug nua, buaf' shi olla binschnt, —  
Buaf' olla harzu mocht glinschnt!

Bia vil bier shaim af eardn schtuck,  
Binschnt dai auts huaimait zeruck.  
Dai auts huaimait, trai unt buar,  
Dai pring insch' bidr, — naies juar!

Amalle Erker.

Zu den hier verwendeten Lauten sei folgendes bemerkt:

a (verkehrtes e) ist ein verkümmertes e (e-artiger Murrellant).

sh = stimmhaftes sch (Z).

v = " f (w).

o punktiert bezeichnet einen zwischen ö und o liegenden, u punktiert einen zwischen ü und u liegenden Laut.

## Jänner • Eismond.

1	Sonntag	Neujahr	
2	Montag	N. S. S., Mat.	
3	Dienstag	Genoveva	
4	Mittwoch	Titus B.	
5	Donnerstag	Telesphor	
6	Freitag	Heil. 3 Könige	ⓓ
7	Samstag	Valentin	
8	Sonntag	1 Ep. Sever.	
9	Montag	Julian	
10	Dienstag	Paul Eins.	
11	Mittwoch	Pyginus	
12	Donnerstag	Ernestus	
13	Freitag	Hilarius	Ⓣ
14	Samstag	Felix	
15	Sonntag	2. Ep. Maurus	
16	Montag	Marcellus	
17	Dienstag	Anton Eins.	
18	Mittwoch	Priska	
19	Donnerstag	Kanutus	
20	Freitag	Fab. u. Seb.	ⓔ
21	Samstag	Agnes	
22	Sonntag	3 Ep. Vinzenz	
23	Montag	Maria Verm.	
24	Dienstag	Timotheus	
25	Mittwoch	Pauli Bekehr.	
26	Donnerstag	Polykarpus	
27	Freitag	Johann Chryf.	
28	Samstag	Karl der Gr.	Ⓛ
29	Sonntag	4 Ep. Franz	
30	Montag	Martina	
31	Dienstag	Petrus N.	

Der treibt uns früh ins kalte Bett?

Der nagelt vor der Tür ein Brett?

Der Winter! Seinen Krallen

Ist, was da lebt, verfallen,

Perschüttet jeder Schacht!

Robert Braune.

• Februar • Hornung. •

1	Mittwoch	Ignaz M.	
2	Donnerstag	Maria Lichtmess	
3	Freitag	Vlasius B.	
4	Samstag	Veronika	
5	Sonntag	5 Ep. Ag.	ⓓ
6	Montag	Dorothea	
7	Dienstag	Romuald	
8	Mittwoch	Johann v. M.	
9	Donnerstag	Apollonia	
10	Freitag	Scholastika	
11	Samstag	Desiderius	
12	Sonntag	Sept. Eul.	Ⓜ
13	Montag	Katharina K.	
14	Dienstag	Valentin	
15	Mittwoch	Faustinus	
16	Donnerstag	Juliana	
17	Freitag	Konstantia	
18	Samstag	Flavian	ⓔ
19	Sonntag	Sex. Konradus	
20	Montag	Eleutherius	
21	Dienstag	Eleonora	
22	Mittwoch	Petri Stuhl.	
23	Donnerstag	Romana	
24	Freitag	Matthias	
25	Samstag	Walpurga	
26	Sonntag	Quin. Alex.	Ⓜ
27	Montag	Leander	
28	Dienstag	Fastn., Rom.	

Nun steht er mild're Saiten an,  
 Die Sonn' verlängert ihren Lauf,  
 Das Volk will tollern, tanzen,  
 Ob leer auch Sack und Ranzen:  
 Es ist so hergebracht. H. B.

• März • Lenzmond. •

1	Mittwoch	Aschm. Albin.	
2	Donnerstag	Simplicius	
3	Freitag	Kunigunde	
4	Samstag	Kasimir	
5	Sonntag	1 Inv. Euseb.	
6	Montag	Friedrich	ⓓ
7	Dienstag	Thomas v. A.	
8	Mittwoch	Quat., J. v. G.	
9	Donnerstag	Franziska	
10	Freitag	40 Märtyrer	
11	Samstag	Heraklius	
12	Sonntag	2 Rem. Gregor	
13	Montag	Rosina	Ⓜ
14	Dienstag	Mathilde	
15	Mittwoch	Longinus	
16	Donnerstag	Heribert	
17	Freitag	Gertrude	
18	Samstag	Eduard	
19	Sonntag	3 Oc. Josef M.	
20	Montag	Nicetas	ⓔ
21	Dienstag	Benedikt	
22	Mittwoch	Mittf., Oktav.	
23	Donnerstag	Viktorin	
24	Freitag	Gabriel E.	
25	Samstag	Maria Verk.	
26	Sonntag	4 Lät. Eman.	
27	Montag	Rupert	
28	Dienstag	Guntram	Ⓜ
29	Mittwoch	Cyrius	
30	Donnerstag	Quirinus	
31	Freitag	Amos Pr.	

Der Frühling sammelt sein Gefand'  
 Und ruft gebietend: „Wärmer Wind,  
 Nun mach' dem Herk ein Ende  
 Und säub're das Gelände,  
 Von solcher Niedertracht!“ H. B.

April Ostermond.

1	Samstag	Hugo	
2	Sonntag	5. Jud. Franz	
3	Montag	Richard	
4	Dienstag	Isidor	
5	Mittwoch	Vinzenz	☽
6	Donnerstag	Sixtus	
7	Freitag	7. Sch. M., P.	
8	Samstag	Dionysius	
9	Sonntag	6. Palmf. W.	
10	Montag	Ezechiel	
11	Dienstag	Leo P.	☉
12	Mittwoch	Julius	
13	Donnerstag	Gründ., Herm.	
14	Freitag	Karsfreitag, Tib.	
15	Samstag	Karsamstag, Anast.	
16	Sonntag	Ostersonntag	
17	Montag	Ostermontag	
18	Dienstag	Apollonius	
19	Mittwoch	Kreszentia	☾
20	Donnerstag	Sulpitius	
21	Freitag	Anselm	
22	Samstag	Soter u. R.	
23	Sonntag	1. Quas. Adalbert	
24	Montag	Georg	
25	Dienstag	Martus	
26	Mittwoch	Kletus Pr.	
27	Donnerstag	Becegrinus	☉
28	Freitag	Vitalis	
29	Samstag	Peter W.	
30	Sonntag	2. Mis. Rath.	

Der Griesgram wehrt sich, pfaucht und schnauft,  
Doch, wenn er auch die Haare rauft,  
Er muß sich doch verstecken  
Samt seinem lahmen Fischeken,  
Weil's gar zu grausam kracht. H. H.

Mai Wonnemond.

1	Montag	Philipp u. Jakob	
2	Dienstag	Athanasius	
3	Mittwoch	Schf. des hl. J., P.	
4	Donnerstag	Florian	☽
5	Freitag	Pius V.	
6	Samstag	Joh. v. d. Pf.	
7	Sonntag	3. Jud. Stan.	
8	Montag	Michael Ersch.	
9	Dienstag	Gregor N.	
10	Mittwoch	Isidor	
11	Donnerstag	Gangolf	☉
12	Freitag	Pankratius	
13	Samstag	Servatius	
14	Sonntag	4. Cant. Bon.	
15	Montag	Sophie	
16	Dienstag	Johann von N.	
17	Mittwoch	Paschalis	
18	Donnerstag	Benantius	☾
19	Freitag	Cölestin	
20	Samstag	Bernhard	
21	Sonntag	5. Rog. Felix	
22	Montag	Julia	} Bittage
23	Dienstag	Desiderius	
24	Mittwoch	Johanna	
25	Donnerstag	Christi Him. U.	
26	Freitag	Philipp Neri	☉
27	Samstag	Johann P.	
28	Sonntag	6. Ex. Wilhelm	
29	Montag	Maximilian	
30	Dienstag	Ferdinand	
31	Mittwoch	Angela	

Die Blumen sind nun aufgeräumt,  
Die Lieb' erwacht, sie schwärmt und träumt,  
Und geht auf Weg' und Stegen  
Dem holden Mai entgegen,  
Der kam in ganzer Pracht. H. H.

« Juni » Brachmond. »

1	Donnerstag	Gratiana	<i>Handwritten notes</i>
2	Freitag	Erasmus	
3	Samstag	Klotildis	
4	Sonntag	<b>Pfingstsonntag</b>	
5	Montag	<b>Pfingstmontag</b>	
6	Dienstag	Norbert	
7	Mittwoch	Quat., Lutrelia	
8	Donnerstag	Medardus	
9	Freitag	Prim. u. F.	
10	Samstag	Margareta	
11	Sonntag	<b>1 Dreif. Barn.</b>	
12	Montag	Johann F.	
13	Dienstag	Anton v. P.	
14	Mittwoch	Basilus	
15	Donnerstag	<b>Fronl., Vitus</b>	
16	Freitag	Benno, B.	
17	Samstag	Adolf	
18	Sonntag	<b>2 Gervasius</b>	
19	Montag	Juliana F.	
20	Dienstag	Silverius	
21	Mittwoch	Alois v. G.	
22	Donnerstag	Paulinus	
23	Freitag	Herz Jesusest, Edel.	
24	Samstag	Johann d. T.	
25	Sonntag	<b>3 Prosper</b>	
26	Montag	Vigilius, J.	
27	Dienstag	Labislaus R.	
28	Mittwoch	Leo II., P.	
29	Donnerstag	<b>Peter und Paul</b>	
30	Freitag	Pauli Ged.	

Die Sonne brüet über'm Feld,  
 Nunmehr ist sie der Tagesheld  
 Und alles freut sich dessen.  
 Der Eismann ist vergessen,  
 Die Hoffnung neu entsacht.

H. B.

« Juli » Heumond. »

1	Samstag	Theobald	1 24
2	Sonntag	<b>4 Maria Hm.</b>	
3	Montag	Hiliodor	
4	Dienstag	Ubalrich	
5	Mittwoch	Cyr. u. Meth.	
6	Donnerstag	Isaias Pr.	2 32
7	Freitag	Willibald	2 32
8	Samstag	Kilian	
9	Sonntag	<b>5 Anatolia</b>	
10	Montag	Amalia	
11	Dienstag	Pius I., P.	
12	Mittwoch	Ger. u. For.	
13	Donnerstag	Margareta	13 24
14	Freitag	Bonaventura	
15	Samstag	Apostel-Teil.	15 24
16	Sonntag	<b>6 Maria v. B.</b>	
17	Montag	Alexius	17 24
18	Dienstag	Friedrich	
19	Mittwoch	Aurelia	
20	Donnerstag	Elias Pr.	
21	Freitag	Progedes	
22	Samstag	Maria M.	22 22
23	Sonntag	<b>7 Apollinaris</b>	
24	Montag	Christine	
25	Dienstag	Jakob, Ap.	
26	Mittwoch	Anna	
27	Donnerstag	Pantaleon	
28	Freitag	Viktor, P.	
29	Samstag	Martha, J.	
30	Sonntag	<b>8 Abdon u. S.</b>	
31	Montag	Ignaz v. L.	

Nun giebt Hochsommer aus den Born  
 Des Segens auf das gold'ne Korn,  
 Es beugen sich die schweren,  
 Die fruchtbelad'nen Aehren  
 Das Herz des Landmanns lacht.

H. B.

August Erntemonat.

1	Dienstag	Petri Kettenf.	
2	Mittwoch	Portiankula	
3	Donnerstag	Stephan E.	
4	Freitag	Dominikus	
5	Samstag	Maria Schnee	
6	Sonntag	9 Verk. Jesu	
7	Montag	Kajetan	
8	Dienstag	Cyriakus	
9	Mittwoch	Romanus	
10	Donnerstag	Laurentius	
11	Freitag	Susanna	
12	Samstag	Klara	
13	Sonntag	10 Kaffian	
14	Montag	Eusebius	
15	Dienstag	Maria Hinf.	
16	Mittwoch	Rochus Joach.	
17	Donnerstag	Bertram	
18	Freitag	Helene	
19	Samstag	Ludwig v. T.	
20	Sonntag	11 Stephan R.	
21	Montag	Johanna F.	
22	Dienstag	Timotheus	
23	Mittwoch	Philipp B.	
24	Donnerstag	Bartholomäus	
25	Freitag	Ludwig R.	
26	Samstag	Bephyrin	
27	Sonntag	12 Josef Cal.	
28	Montag	Augustin	
29	Dienstag	Joh. Enth.	
30	Mittwoch	Rosa v. L.	
31	Donnerstag	Haimund	

Wie rasch die Sichel blüht und blinkt  
 Bis auch das letzte Sämlin sinkt!  
 Den Weizen in der Scheuer,  
 Das Ankraut in das Feuer!  
 So sei das Werk vollbracht.

H. B.

September Herbstmonat.

1	Freitag	Agidius	
2	Samstag	Stephan R.	
3	Sonntag	13 Seraphine	
4	Montag	Rosalie	
5	Dienstag	Laurentius	
6	Mittwoch	Magnus	
7	Donnerstag	Regina	
8	Freitag	Maria Geburt	
9	Samstag	Gorgonius	
10	Sonntag	14 Nikol. v. T.	
11	Montag	Prot. u. H.	
12	Dienstag	M.-N.-F., M.	
13	Mittwoch	Maternus	
14	Donnerstag	†-Erhöhung	
15	Freitag	Nikomedes	
16	Samstag	Lubmilla	
17	Sonntag	15 Hildegard	
18	Montag	Thomas v. B.	
19	Dienstag	Januaris	
20	Mittwoch	Quat., Eustach.	
21	Donnerstag	Matthäus	
22	Freitag	Mauritius	
23	Samstag	Thekla F.	
24	Sonntag	16 Rupertus	
25	Montag	Alephas	
26	Dienstag	Zyprian	
27	Mittwoch	Kosm. u. D.	
28	Donnerstag	Wenzel, R.	
29	Freitag	Michael, Erz.	
30	Samstag	Hieronymus	

Die Äpfel prangen rot am Baum,  
 Doch den Besten freu'n sie kaum,  
 Weil böse Buben stiegeln  
 Und ihn den Schatz verriegeln,  
 Bevor er d'ran gedacht.

H. B.



• Oktober • Weinmond. •

1	Sonntag	17 Remigius	
2	Montag	Schulgengl., L.	
3	Dienstag	Randibus	
4	Mittwoch	Franz Ser.	
5	Donnerstag	Placidus	
6	Freitag	Bruno	⊙
7	Samstag	Rosenkranzfest	
8	Sonntag	18 Brigitta	
9	Montag	Dionysius	
10	Dienstag	Franz B.	
11	Mittwoch	Nikolaus	
12	Donnerstag	Maximilian	
13	Freitag	Koloman	☾
14	Samstag	Kallistus I.	
15	Sonntag	19 Theresia	
16	Montag	Gallus	
17	Dienstag	Hedwig	
18	Mittwoch	Lukas Ev.	
19	Donnerstag	Petrus v. A.	
20	Freitag	Felician	⊙
21	Samstag	Ursula	
22	Sonntag	20 Kordula	
23	Montag	Johann C.	
24	Dienstag	Raphael, C.	
25	Mittwoch	Chrysanthom	
26	Donnerstag	Amandus	
27	Freitag	Fruementius	☽
28	Samstag	Simon u. Juba	
29	Sonntag	21 Marziffus	
30	Montag	Klaudius	
31	Dienstag	Wolfgang	

Ein träber Most ward uns beschert,  
 Der in den Fässern schäumt und gährt.  
 Ob guter Wein, ob Essig  
 Entsteht? Sei keiner lässig  
 Auf Hurmntobter Nacht.

H. B.

• November • Nebelmond. •

1	Mittwoch	Allerheiligen	
2	Donnerstag	Allerseelen, J.	
3	Freitag	Hubert	
4	Samstag	Karl Borr.	⊙
5	Sonntag	22 Emmerich	
6	Montag	Leonhard	
7	Dienstag	Engelbert	
8	Mittwoch	Gottfried	
9	Donnerstag	Theodor	
10	Freitag	Andreas, A.	
11	Samstag	Martin, B.	
12	Sonntag	23 Martin M.	☾
13	Montag	Stanislaus	
14	Dienstag	Venerand	
15	Mittwoch	Propold M.	
16	Donnerstag	Otmar A.	
17	Freitag	Gregor Th.	
18	Samstag	Odo Abt	
19	Sonntag	24 Elisabeth	⊙
20	Montag	Felix v. B.	
21	Dienstag	Maria Opf.	
22	Mittwoch	Cäcilia	
23	Donnerstag	Klemens	
24	Freitag	Johann v. K.	
25	Samstag	Katharina	
26	Sonntag	25 Konrad	☽
27	Montag	Virgilius	
28	Dienstag	Sosthenes	
29	Mittwoch	Saturninus	
30	Donnerstag	Andreas Ap.	

Im Friedhof wohnt ein freies Geschlecht,  
 Das niemand's Herr, das niemand's Knecht.  
 Was mag ein Volk erleiden  
 Die Toten zu beneiden?  
 Verloren ging die Schlacht.

H. B.

## Dezember Christmond.

1	Freitag	Eligius	
2	Samstag	Bibiana	
3	<b>Sonntag</b>	<b>1. Adv. Franz</b>	
4	Montag	Barbara	⊙
5	Dienstag	Sabbas Abt	
6	Mittwoch	Nikolaus	
7	Donnerstag	Ambros	
8	<b>Freitag</b>	<b>Maria Empf.</b>	
9	Samstag	Leofadia	
10	<b>Sonntag</b>	<b>2. Adv. Judith</b>	
11	Montag	Damasus	⊙
12	Dienstag	Maxentius	
13	Mittwoch	Luzia	
14	Donnerstag	Spiridion	
15	Freitag	Cälian	
16	Samstag	Abelheid	
17	<b>Sonntag</b>	<b>3. Adv. Lazarus</b>	
18	Montag	Gratianus	⊙
19	Dienstag	Nemesius	
20	Mittwoch	Quat., Liberat.	
21	Donnerstag	Thomas A.	
22	Freitag	Demetrius	
23	Samstag	Viktoria	
24	<b>Sonntag</b>	<b>4. Adv. A. u. E.</b>	
25	Montag	<b>Christfest</b>	
26	Dienstag	<b>Stephan M.</b>	⊙
27	Mittwoch	Johann Ev.	
28	Donnerstag	Unsch. Kinder	
29	Freitag	Thomas B.	
30	Samstag	David R.	
31	<b>Sonntag</b>	<b>u. W. Silvester</b>	

Doch stünd' auch alles krumm und kraus  
 Berweht im Schnee, Gehöst und Haus,  
 Es muß trotz Wolkendecken,  
 Der junge Tag sich strecken —  
 Schon stoh die längste Nacht!

A. B.

### Schulrat Josef Obergföll.

Von Robert Braune.

Wenn man sich einen lieben Toten besonders lebhaft vor Augen halten, sein Tun und Lassen zurückrufen will, muß man sein Gebaren belauschen, wie sich's in kleinen Zügen kundgibt, die sein Leben erst recht anschaulich beleuchten und sein Inneres offenbaren.

Schulrat Obergföll, einer Handwerkerfamilie in Linz a. D. entstammend, wurde im Jahre 1853 in Linz geboren, besuchte dortselbst die Volksschule und das Gymna-



siem, kam 1872 an die Universität nach Innsbruck, um sich sprachwissenschaftlichen Studien zu widmen. Im September 1875 wurde nämlich Direktor Knapp, der stets innige Beziehungen zu Tirol unterhielt, auf Obergföll aufmerksam gemacht, und so bestellte er ihn gleich als Supplenten für das drei Jahre früher gegründete Staatsgymnasium in Gottschee. Obergföll war bald der Liebling der Schüler, die in ihm einen kenntnisreichen, milden Lehrer verehrten, der ihnen die Elemente des Lateinischen

## Dezember Christmond.

1	Freitag	Eligius	
2	Samstag	Bibiana	
3	<b>Sonntag</b>	<b>1. Adv.</b> Franz	
4	Montag	Barbara	Ⓜ
5	Dienstag	Sabbas Abt	
6	Mittwoch	Nikolaus	
7	Donnerstag	Ambros	
8	Freitag	<b>Maria Empf.</b>	
9	Samstag	Leofabia	
10	<b>Sonntag</b>	<b>2. Adv.</b> Judith	
11	Montag	Damasus	Ⓜ
12	Dienstag	Magentius	
13	Mittwoch	Luzia	
14	Donnerstag	Spiribion	
15	Freitag	Cälian	
16	Samstag	Abelheid	
17	<b>Sonntag</b>	<b>3. Adv.</b> Lazarus	
18	Montag	Gratianus	Ⓜ
19	Dienstag	Nemesius	
20	Mittwoch	Quat., Liberat.	
21	Donnerstag	Thomas A.	
22	Freitag	Demetrius	
23	Samstag	Viktoria	
24	<b>Sonntag</b>	<b>4. Adv.</b> A. u. E.	
25	Montag	<b>Christfest</b>	
26	Dienstag	<b>Stephan M.</b>	Ⓜ
27	Mittwoch	Johann Ev.	
28	Donnerstag	Unsch. Kinder	
29	Freitag	Thomas B.	
30	Samstag	David R.	
31	<b>Sonntag</b>	<b>n. D.</b> Silvester	

Doch stünd' auch alles krumm und kraus  
 Verweht im Schnee, Gehöst und Haus,  
 Es muß trotz Wolkendecken,  
 Der junge Tag sich strecken —  
 Schon stoh die längste Nacht!

A. Z.

### Schulrat Josef Obergföll.

Von Robert Braune.

Wenn man sich einen lieben Toten besonders lebhaft vor Augen halten, sein Tun und Lassen zurückrufen will, muß man sein Gebaren belauschen, wie sich's in kleinen Zügen kundgibt, die sein Leben erst recht anschaulich beleuchten und sein Inneres offenbaren.

Schulrat Obergföll, einer Handwerkerfamilie in Linz a. D. entstammend, wurde im Jahre 1853 in Linz geboren, besuchte dortselbst die Volksschule und das Gymna-



sium, kam 1872 an die Universität nach Innsbruck, um sich sprachwissenschaftlichen Studien zu widmen. Im September 1875 wurde nämlich Direktor Knapp, der stets innige Beziehungen zu Tirol unterhielt, auf Obergföll aufmerksam gemacht, und so bestellte er ihn gleich als Supplenten für das drei Jahre früher gegründete Staatsgymnasium in Gottschee. Obergföll war bald der Liebling der Schüler, die in ihm einen kenntnisreichen, milden Lehrer verehrten, der ihnen die Elemente des Lateinischen

wie Griechischen sachlich und anregend beizubringen verstand. Volle 33 Jahre wirkte er am Gymnasium in Gottschee und stets war er eine der Hauptstützen dieser Anstalt. Ende August 1908 trat er in den wohlverdienten Ruhestand.

Schulrat Obergföll besaß auch seine Eigenheiten, wie jeder, der nicht zu den Duzendmenschen zählt. Auf den ihm später verliehenen Titel „Schulrat“ gab er nichts, aber ein Gewissens-, ein wirklicher Geheimrat war er allen, die sich mit irgend einem Anliegen an ihn wandten. Da faßte er die Sache stets von zwei Seiten, erwog das Für und Wider, eine glückliche Fähigkeit, die den meisten — zu ihrem Schaden — abgeht und ihren Grund in der Befangenheit findet, mit der sie ihre Meinung für die beste zu halten geneigt sind. Dadurch hielt er viele vor übereilten Schritten zurück, das heißt, wenn sie ihn fragten. Niemals drängte er jemand seine Ansicht auf, ruhig erwog er die Umstände und jedermann tat gut, seinen Anleitungen zu folgen.

Er erging sich gern im Freien, schloß sich den Begegnenden freundlich an und wußte anregende Gespräche zu führen, von denen seine Begleiter Nutzen ziehen konnten. Das bürgerliche Gesetzbuch hatte er vollkommen inne, ganz unbefangen gab er sein Urteil ab und kleidete es in die mildeste Form, wenn er glaubte, man sei damit vielleicht nicht einverstanden.

Ein ruhiger Lebensabend wäre dem wackeren Manne bei seiner Arbeitslust und Arbeitskraft sehr zustatten gekommen, aber die Zeitereignisse traten zu hart an ihn heran und legten ihm Entbehrungen auf, die er zwar scheinbar mit Gleichmut ertrug, die aber zu seinem viel zu frühen Heimgange wesentlich mithalfen. Um es offen zu sagen, so nagte die Sorge der Nachkriegsjahre, das Aufgeben so vieler liebgewordener Gewohnheiten, das Aufhören jeden geselligen Lebens, kurz gesagt, die Folgen der Teuerung an ihm. Die Freunde hatten ihn zwar nicht verlassen, befanden sich jedoch selbst in ähnlicher Lage oder nahmen die Dinge weniger ernst, als sie sich tatsächlich erwiesen.

Seine Tätigkeit im Dienste der Gemeinde war bekannt; er wußte die Lebensfragen derselben stets ins rechte Licht zu stellen und erreichte schöne Erfolge, weil seine sachlichen Ausführungen jedem einleuchten mußten, der sich nicht einem einseitigen Standpunkt absichtlich hingab. Er besaß das Zeug, manches in göttlichem Wege zu schlichten, was aussichtslos schien und schon als verloren betrachtet wurde. Deshalb genoß er auch die Achtung aller Parteien, soviel sich ihrer im Laufe der Begebenheiten auch bilden mochten.

Obergföll erfreute sich nebstdem einer Fähigkeit, die vielen älteren Leuten abhanden zu kommen pflegt: er konnte sich neuzeitlichen Bestrebungen anpassen, zweifelhaften Fortschritten — wenn man sie so nennen darf — eine gute Seite abgewinnen. So entschuldigte er den abgehackten, zerrissenen Stil, in dem sich die „Modernen“ gefallen, die statt eines Beistrichs einen Punkt setzen, was gegen Geist und Rhythmus der deutschen Sprache verstoßt, die ausklingen, ihre Hebung und Senkung haben will. Er selber geriet niemals in diesen Fehler, denn er schrieb ein vortreffliches Deutsch, befreundete sich aber mit der Unbeholfenheit, sich vielleicht an den Biblischen Satz haltend: „Wer selber gelten will, muß andere gelten lassen“. Dadurch verschaffte er sich Freunde, die ihm lebenslang treu blieben.

Hier möge auch seiner Bewerbung in den Reichsrat im Jahre 1907 gedacht werden. Die christlichsoziale Partei wollte damals eine geschlossene Mehrheit im Parlament bilden und streckte überall ihre Fühler aus, deren Opfer auch Obergföll

wurde. Er wäre gewiß durchgedrungen, wenn er nicht den Fürsten Auersperg zum Gegenkandidaten gehabt hätte. Es besteht kein Zweifel, daß er den Platz mit Ehren ausgefüllt hätte, da ihm langjährige Erfahrung bei entgegenkommenden Umgangsformen zur Seite stand. Unsere Sprachinsel nahm damals einen bedeutenden Aufschwung und entsandte einen eigenen Vertreter ins Abgeordnetenhaus!

Unablässig in diesem Sinne wirkend, schaffte er rüstig weiter, sammelte mit Ameisenfleiß aus alten Archiven, Bodenkammern, aus Staub und Mauerstaub vergilbte Schriften und Urkunden und löste glücklich manche Fragen über das Herkommen der Gottscheer und ihrer Geschichte in einwandfreier Weise. In seinem handschriftlichen Nachlasse sollen sich noch viele diesbezügliche Arbeiten finden, von denen zu wünschen wäre, daß sie durch den Druck allgemein zugänglich gemacht würden. Bisher sind drei Hefte erschienen, deren Herausgabe er noch selbst besorgte und die für jeden Heimatsfreund viel Anziehendes enthalten, so daß sie jeder mit Genuß liest. Sie bilden eine wertvolle Fortsetzung der Arbeiten von R. J. Schröder und A. Hauffen, haben aber eine eigene Note und zeichnen sich durch wohlthuende Wärme aus. Man sieht, der Verfasser lebte unter uns und hatte ein Herz für unsere Leiden und Freuden.

Die Trauer um Obergföll ist ebenso tief als allgemein; jeder Tag belehrt uns aufs neue, welchen Verlust sein Hinscheiden bedeutet, denn heut erst verstehen wir ihn ganz, heut erst können wir seine wohlwollenden Absichten auf allen Gebieten besonnenen Handelns ermessen, wo wir uns vergeblich nach einem Ersatz umsehen. Möge der Same, den er mit vollen Händen ausgestreut, gute Früchte tragen!

## In Liebe vereint.

Von August Schauer.

Nach einer wahren Begebenheit aus der Moschuitze.

Die Greisin liegt auf der Totenbahr,  
Ein Lichtlein flackert daneben;  
Der Gatte zählt die verfloß'nen Jahr —  
Es war ein glückliches Leben.

Nun ruht vor ihm sein totes Weib,  
Das er sich einstens erkoren;  
Es will das Herz ihm brechen vor Leid,  
Da er die Liebste verloren.

Der Junge focht im welschen Land  
Der Heimatscholle zur Wehre,  
Ein braver Sohn mit kräft'ger Hand,  
Er fiel zu Vaterlands Ehre.

Der Alte starb in selbiger Nacht  
Zu Häupten seiner Getreuen;  
Nun war das Erdenleben vollbracht!  
Ihr Glück wird sich jenseits erneuen,

## Der Schatzgräber (Josef Obergsöll).

Von Robert Braune.

Des Friedrichsteins Gemäuer hat manchen schon verführt,  
Der nach verborg'nen Schätzen in seinen Trümmern spürt.

Mit Krampen und mit Pickel, Latern' und Wünschelrut  
Gedacht er zu beschwören der Höllengeister Hut.

Er hatte mitgenommen des Nostradamus Buch  
Und Sorg' dafür getragen, daß niemand stör' den Spruch.

Um unverrichteter Dinge, so Flug als wie zuvor,  
Des Morgens zu verlassen der Burg verfallen Tor,

Vom Schauer sich erholend, den ihm die Nacht gebar,  
Als hab' der wilde Jäger gerast mit seiner Schar.

Da wußt' ich einen andern, der auch nach Schätzen schürft,  
Jedoch sie mit Behagen, wie alten Wein geschlürft.

Er fand sie im Gerümpel, in Staub- und Bodenkrum,  
In wurmzerfress'nen Schränken, wohin sonst keiner kam.

Vergilbt stand in Scharfeken, was einst im Land geschahn,  
Und längst verscholl'ne Mären erwachten unversehn.

Er sammelt' unverdrossen mit Eifer und mit Glück.  
Was uns're Väter schufen, das rief er neu zurück!

Der Hort, den er gehoben aus Kehricht, Schutt und Wust,  
Den haltet wohl geborgen in dankerfüllter Brust,

Auf daß er glänzend strahle in hellem Sonnenlicht,  
Dann gebt ihr Ehr' dem Toten, dann tut ihr eure Pflicht!

Ein Heil! Das uns nie fehle zu Zeiten der Gefahr  
Ein solch' getreuer Eckart, wie der Verblüch'ne war.

Und daß nach schweren Tagen in Trübsal hingebracht,  
Ein Morgenrot uns wieder befrei von banger Nacht!

Und daß nach bösen Tagen, nach Unbill, Hohn und Spott  
Die Sonne neues Leben entfach': Das walte Gott!

## Die Geschichte der Sprachinsel Gottschee und seine Bewohner.<sup>1</sup>

Von Dr. Hans Eschinkel.

„Wir Ludwig, von Gottes Gnaden Patriarch des heiligen Sitzes zu Aquileja, wollen, daß zu immerwährendem Gedächtnis diene, daß, wie zu unserer Kenntnis gebracht wurde, innerhalb der Grenzen der zu unserer Aquileischen Diözese gehörigen Seelsorgestation des heil. Stephan in Reifnitz, und zwar in dessen Seelsorge oder Pfarre, in gewissen Hainen oder Wäldern, die unbewohnbar und ungebaut waren, viele menschliche Wohnungen errichtet, diese Haine und Wälder dem Ackerbau zugeführt worden sind und daß eine nicht geringe Menge Volkes dahin zu wohnen kam. In diesen Gegenden sind durch die baselbst Wohnenden zur Ehre Gottes und der glorreichen jungfräulichen Mutter, zur Tröstung des besagten Volkes und der Nachfolgenden und zur Vermehrung der Andacht gewisse Kirchen neu errichtet worden, und zwar in Gotsche, Pölan, Costel, Döfwiniz und Gotteniz . . . unter Mitwissen und Zustimmung unseres teuersten Sohnes in Christo des ansehnlichen Grafen Herrn Otto von Ortenburg, in dessen Herrschaft und Gerichtsbarkeit, wie festgestellt wird, diese Landstriche sich befinden.“

So lautet in deutscher Übersetzung eine Urkunde des Patriarchen Ludwig II. della Torre von Aquileja vom 1. Mai 1363.

Es ist dies die erste sichere Kunde von der Gründung der südlichsten deutschen Kolonie in Krain, die zwar mitten unter slawischen Nachbarn, aber auf jungfräulichem Boden erstand. Hier hatte kein Kette den kommenden Völkern den Boden bereitet, hier erdröhnte nie der Schritt römischer Legionen, hier waren auch des Slawen schwermächtige Nieder noch nicht erklingen. Die deutsche Faust erst mußte den Urwald lichten, deutscher Fleiß den widerspenstigen Boden bezwingen.

Am leichtesten war naturgemäß das Werk der Kolonisation an den Rändern des großen Waldgebietes, vor allem im Süden, wo man die Kulpa zur Seite hatte. Da erstanden denn drei größere Ansiedlungen: Pölland, Kostel und Döfwiniz. Im Inneren tauchen zunächst nur zwei Hauptorte auf: Götteniz — wahrscheinlich an einem alten Verbindungswege zwischen Reifnitz und Fiume liegend — und Gottschee. An diesem Orte war der erste Schritt zur Besiedelung bereits einige Jahrzehnte vorher gemacht worden; denn in einer Urkunde aus dem Jahre 1339 erhält der Graf Otto

<sup>1</sup> Diese Abhandlung bildet die Einleitung zu der vollständigen Ausgabe der Gottscheer Volkslieder, die seit 1914 für den Druck vorbereitet, infolge der Ungunst der Verhältnisse bisher aber nicht gedruckt werden konnte.

von Ortenburg vom Patriarchen von Aquileja die Erlaubnis, an der von ihm errichteten Bartholomäuskapelle bei Mooswald einen Kaplan zu halten, da die Leute des gräflichen Meierhofes in Mooswald zu weit zur Pfarrkirche in Reifnitz hatten. Da bestand also schon eine kleine Siedlung und damit war ein Stützpunkt für eine weitere umfangliche Kolonisation gegeben.

Es war eine rauhe, unwirtliche Gegend, in der die neuen Kolonisten Fuß fassen sollten. Woher sind sie gekommen? Sind sie freiwillig in dieses Elend gezogen? Eine mangelhaft beglaubigte Nachricht aus dem 17. Jahrhundert (vgl. Balasor, Die Ehre des Herzogtums Krain, III. 194) meldet, daß Kaiser Karl IV. (1347—1378) dem Grafen Friedrich von Ortenburg (Vizekom des Hochstiftes Bamberg in Kärnten und Bruder des obgenannten Otto) nach gänzlicher Niederwerfung der Franken und Thüringer 300 Männer samt Frauen und Kindern als Hürige geschenkt habe, die wegen Rebellion in anderer Weise hätten bestraft werden sollen; und die seien als Ansiedler nach den Wäldern geschickt worden, wo jetzt Gottschee ist. Da gewisse Eigentümlichkeiten der Gottscheer Mundart diese Mitteilung stützen und auch eine Reihe von Familiennamen auf Mitteldeutschland weist, hat man kaum einen Grund, an der Richtigkeit dieser Nachricht zu zweifeln. Allein der Hauptstock der Einwanderer kam aus anderen Ländern. Da sonstige Nachrichten fehlen, ist man vor allem auf Schlüsse angewiesen, die sich aus der Mundart ziehen lassen, und diese ist im ganzen und großen zweifellos südbayrisch. Sie weist auf Kärnten—Tirol als Mutterland.

Auch das Gottscheer Bauernhaus hat bayrischen Charakter und hebt sich (auf Anton Dachlers „Karte der österreichischen Bauernhausformen“, Wien 1909, Supplementheft VI zum 15. Bd. der Zeitschrift für österr. Volkstunde) scharf von den fränkischen Hausformen der umwohnenden Slowenen in Krain und dem Rauchstübchenhaus der im Süden angrenzenden Kroaten ab. Nur im nordwestlichen Teile von Krain, wo ehemals auch starke bayrische Sprachinseln vorhanden waren, finden wir jetzt gleichfalls noch eine bayrische Hausform. Neben dieser hauptsächlichlichen Bestöhlung aus Kärnten—Tirol haben aber auch aus anderen Gegenden Südbayerns und Mitteldeutschlands Zuzüge von Einwanderern stattgefunden.

Im Lichte der Geschichte erscheint die Gründung der Sprachinsel Gottschee nur als der Abschluß einer Kolonisation, die in Krain schon seit Jahrhunderten gepflegt worden war. Die Bischöfe von Freising versetzten seit dem 11. Jahrhundert viele ihrer Untertanen aus Bayern, Tirol und Kärnten auf ihre großen Güter in Krain (so entstand die kleine, jetzt ganz im Selbstlichen begriffene Sprachinsel Barz in Oberkrain), der deutsche Ritterorden berief deutsche Kolonisten und deutsche Adelsgeschlechter führten deutsche Ansiedler ins Land. Eine große Zahl uralter deutscher Ortsnamen im Lande legt Zeugnis ab für die segensreiche Tätigkeit der deutschen Kulturpioniere.

Am eifrigsten waren die Ortenburger, in deren Besitz die Herrschaften Laas, Reifnitz, Grafenwart (Kostel) und Pölland standen — das heutige Gebiet von Gottschee gehörte damals zum größten Teile zur Herrschaft Reifnitz —, und sie schufen die größte deutsche Niederlassung im Lande, die nun schon fast 600 Jahre lang allen Stürmen trotzt.

Der Boden, auf dem ein neues deutsches Siedlungsgebiet entstand, hatte den umwohnenden Slawen wohl eine unwirtbare Wildnis geschaffen. Sie war es auch. Im Westen und Süden hinderten die schroffen Wände ungemein steil abfallender Randgebirge den

Aufstieg aus den engen romantischen Tälern der Kulpa und der Tschubranka, der beiden Grenzflüsse gegen Kroatien. Im Osten starrte den Bewohnern des Tschernemler und Rudolfswerter Kreises gleichfalls ein Wall von hochragenden Bergen entgegen; nur der Nordrand war von den Bezirken Reifnitz und Seisenberg aus leichter zugänglich. Das Innere erfüllen bis zu 1300 m ansteigende, von Nordwesten nach Südosten streichende Höhenzüge, die nur wenig Raum für einzelne muldenartige Täler oder Kessel übrig lassen. Und alles dies bedeckte dichter Urwald, in dem noch keine Art geklungen, kein Kohlenmeißel geraucht hatte. Hier hauste der Bär, der da noch heute heimisch ist, der Wolf und der Fuchs, der Dachsch, die wilde Raue und anderes Getier.

Auch der Mangel an einnehmendem Gewässer war einer Bestöhlung abträglich. Nur wenige dürftige Wasserläufe durchziehen auf kurze Strecken das Innere, dann brechen sie sich unterirdisch Bahn zur Kulpa hin oder verlieren sich in den vielen Höhlen des zerklüfteten Bodens. In der Regel aber saugt der steinartige Boden das Wasser rasch in sich auf, ohne daß es zur Bildung von Wasserläufen kommt. Auch Quellen treten spärlich zu Tage. Nur in der Regenzeit und zur Zeit der Schneeschmelze vermag der Boden nicht alle Wassermassen zu schlucken und dann entstehen in einigen Tälern arge Überschwemmungen. So ist es heute und so war es vor Jahrhunderten.

Unter solchen Umständen konnte die Bestöhlung natürlich nur allmählich vor sich gehen. Mit Eisen und Feuer mußte dem Walde ein Fuß Land um den andern abgerungen werden, um Raum zu schaffen für menschliche Siedlungen, für Acker- und Weideland. Die Ortsnamen: Gerent und Geschwent (Schwenden = Schwinden machen, besonders mit Feuer) zeugen von der harten Arbeit, die geleistet werden mußte. Mit Vorliebe ließ man sich an Bächen und Quellen nieder (Lichten-, Schwarzen-, Tiefen-, Otterbach, Brunnsee) und in fruchtbaren Talniederungen (N. fental, Tiefental, Reintal). Aber wenn die engen Talbecken besetzt waren, dann kletterte man auch die Hügel und Berge hinan (Büchl, Tanzbüchl, Hohenberg, Buchberg, Razenberg) und errichtete die Dörfer auf felsigem Grunde (Notenstein, Weissenstein, Wockstein, Kummerdorf (von mittelhochdeutsch kummer = Schutt, Fels), um die fruchtbare Erde für den Anbau zu sparen.

Wenn eine Reihe von Dörfern slowenische Namen trägt, so erklärt sich dies ganz leicht. Das neue Siedlungsgebiet war zwar unbewohnt, aber nicht unbekannt. An den Rändern hatten wohl schon lange vorher einzelne Gegenden slowenische Bezeichnungen erhalten. Auch in das Innere führte da und dort ein Pfad und Jäger streiften durch die Wälder: so bekamen auch da gewisse Örtlichkeiten slowenische Benennungen. Auf diese Weise erklären sich die (unleugbar aus Gegendnamen hervorgegangenen) Ortschaftsnamen: Pölland (slow. poljana = Ebene), Göttenitz (kot = Winkel), Rieg (reka = Fluß), Malgarn (mala gora = kleiner Berg), Tappelwerch (topli vrh = warmer Berg) u. a. Vielleicht ging (am Rande) auch eine oder die andere slowenische Ortschaft im deutschen Sprachgebiete auf (so wahrscheinlich Windischdorf nördlich der Stadt Gottschee).

Auch für den Namen Gottschee ist unzweifelhaft slowenischer Ursprung anzunehmen, aber aus einem anderen Grunde. Die vielen Hütten, die sich die neuen Ankömmlinge aus den roh behauenen Stämmen des niedergelegten Waldes zusammen-

fügten, bezeichneten die slowenischen Nachbarn in der natürlichsten Weise als Kočevje, d. i. Haufe von Hütten (slow. koča = Hütte). Dieser Name blieb der neuen Ansiedlung, ja er ging schließlich auf die ganze Sprachinsel über.

Es ist natürlich, daß (wie auch aus der erstgenannten Urkunde hervorgeht) zunächst die fruchtbareren Talbecken besiedelt wurden: längs der Kulpa die schmalen Uferstreifen bei Pölland, Kostel und Dissuniz, vor allem aber das „Land“ und das „Hinterland“. Das „Land“ liegt im Herzen der Sprachinsel, zwischen dem Friedrichsteiner Wald einerseits und dem Welsberg und dem Kummerdorfer Berge andererseits, umfaßt jetzt die Pfarren Mitterdorf, Gottschee, Obermösel und Oberkrill. In diesem auch nach Norden und Süden geschlossenen Tale bricht der Hauptfluß des Ländchens, die Rinse (mhd. runse), plötzlich in bedeutender Stärke aus dem Boden hervor, verschwindet aber schon nach etwa anderthalbstündigem, tragem Lauf wieder. Hier liegt auch der von Kaiser Friedrich IV. 1471 zur Stadt erhobene Hauptort der Kolonie: Gottschee. Westlich vom Friedrichsteiner Wald und dessen Fortsetzungen liegt das „Hinterland“ mit den Pfarren Göttenitz, Nieg und Morobitz. Am frühesten aber mag der südlichste Teil der Sprachinsel besiedelt worden sein, vielleicht schon im 12. und 13. Jahrhundert von Unterkrain aus. Es ist dies die „Mosche“, vom übrigen Gebiete vor allem durch den mächtigen Gebirgsstock des Hornwalbes getrennt, mit den Pfarren Stockendorf, Tschermoschnitz und Pöllandl. Allmählich wurden dann auch die übrigen Teile des Ländchens besetzt: ein breiter Gürtel gebirgigen Waldlandes zwischen „Land“ und „Mosche“ — ein nördlicher Teil, „Walden“ genannt, mit den Pfarren Ebental, Altlag und Warmberg, und ein südlicher Teil mit den Pfarren Nasseltal, Unterdeutschau und Unterlag — und das Hochtal von Suchen im äußersten Westen, anschließend an das „Hinterland“, aber von diesem durch hohe Gebirge und mächtige Wälder getrennt. Um das Jahr 1400 darf die Kolonisation im ganzen und großen als abgeschlossen betrachtet werden.

Das also war der Schauplatz, auf dem die von verschiedenen Gegenden stammenden Ansiedler zu einem selbständigen, kleinen Völklein zusammenwuchsen, geeint vor allem durch die gemeinsame Not. Denn fürwahr, es war kein leichtes Los, das sie in der neuen Heimat zu tragen hatten. Es wurde zwar immer freundlicher und heller im Ländchen! Eine große Zahl von Ortschaften bedeckt nun die vielgipfligen Höhenzüge und die hügelreichen Niederungen. Hafer, Hirse, Rotweizen, Buchweizen, türkischer Weizen (Mais), verschiedenartige Hülsenfrüchte und anderes mehr gedeiht fast überall im Lande. Seit dem 17. Jahrhundert wird im Südbosten auf den Hängen, von denen man weit hinausblickt gegen Ogulin und Karlstadt, Wein gepflanzt. Aber die lehmige oder sandige, meist ganz dünne Ackerkrume bringt nur wenigfrüchtige Frucht, so daß selbst bei der bescheidensten Lebensführung der Ertrag des Bodens nicht hinreicht, die immer mehr zunehmende Bevölkerung zu ernähren. Und wenn noch anhaltende Regengüsse oder Dürre, Frost oder schwere Elementarereignisse das Wenige vernichteten, was der lerge Boden trug, dann war das Gespenst der Hungersnot da, dann mahlte man die Rinde der Buche und Birke zu Mehl und buk daraus Brot, wie es noch im 19. Jahrhundert geschehen ist.

Dazu kamen noch andere Drangsale: Feuersbrünste, verheerende Seuchen und zeitweise arge Bedrückung durch die Grundherrschaft (bis zum Jahre 1848 stand das ganze Ländchen in einem vollständigen Abhängigkeitsverhältnisse von seinem Grundherren).

Nach dem Aussterben der Ortenburger (1420) war Gottschee in den Besitz der mächtigen Grafen von Cilli gekommen und nach dem Erlöschen dieses Stammes an die Habsburger. Kaiser Maximilian I. verpachtete 1507 die Herrschaft an den Grafen Jörg von Thurn, von dem die Untertanen in so unerhörter Weise bedrückt wurden, daß sie das unerträgliche Joch abzuschütteln suchten, indem sie den Grafen samt seinem Pfleger ermordeten. Das war das Zeichen zu dem furchtbaren Bauernaufstand, der 1515 in Krain, Kärnten und Steiermark wütete und in dem die slowenischen Bauern den Ruf nach der „stara pravda“ (alte Gerechtfame) erhoben.

Die Herrschaft Gottschee wechselte noch öfter ihre Besitzer. 1547 war sie pfandweise in den Besitz der Grafen von Vlagay gekommen; 1619 kauften sie die Freiherren von Rhysel und seit 1641 ist sie im Besitze der Grafen von Auersperg, eines Geschlechtes, das seit dem 11. Jahrhundert in Krain ansässig ist. 1623 wurde Gottschee zur Grafschaft erhoben, 1791 zum Herzogtum.

Das ärgste Ungemach aber hatten die armen Gottscheer seit dem Jahre 1469 von den Türken zu erleiden. Bis gegen das Ende dieses Jahrhunderts brachen die Türken fast alljährlich in Krain ein; im 16. Jahrhundert erfolgten noch sieben große Einfälle und viele Herden nahmen da ihren Weg die Kulpa aufwärts nach Pölland und von da über Gottschee nordwärts. Vieh und Menschen wurden fortgetrieben, Mord und Brand bezeichneten den Weg, den sie nahmen. Die Bewohner des Landes halfen sich zwar, so gut sie konnten: sie legten in den größeren Ortschaften, meist um die Kirche herum, kleine Befestigungen an, Labore genannt, und versahen sie mit Waffen und Mundvorräten; sie stellten auf die Berge ständige Wachposten, die durch Flammenzeichen das Nahen der Feinde verkündeten; oder sie verbargen sich in den Wäldern und Grotten, wo sie noch am sichersten waren. Aber was nützte das alles! Die Stadt Gottschee wurde siebenmal eingekesselt und die Gegend von Pölland, Kostel und Dissuniz ganz entvölkert; erst später wurde sie wieder besiedelt, diesmal aber mit Slawen. So waren drei der ältesten Gemeinden der Sprachinsel verloren gegangen. Unauslöschlich aber hat sich die Erinnerung an diese schwerste Zeit in der Geschichte des Gottscheerlandes in das Gedächtnis des Volkes eingegraben. Noch heute erklingt in vielen Liedern und Sagen die traurige Mär von den Türken.

Die folgenden Jahrhunderte verliefen im allgemeinen ruhiger, aber die Unsicherheit im Lande war noch nicht geschwunden. Oft genug drangen Räuber von Kroatien her ein, oder sie überfielen die Wagen der Gottscheer, die nach Karlstadt fuhren, um dort Getreide einzukaufen. Bis tief ins 19. Jahrhundert hinein gab es in Krain Räuberbanden; noch jetzt wissen alte Leute davon zu erzählen. Sonst haben aus dem 17. und 18. Jahrhundert die Chronisten nichts Bedeutsames zu melden und weiterhin wären nur die blutigen Aufstände der Gottscheer gegen die französische Besatzung in den Jahren 1809 und 1813 zu erwähnen, in denen sie natürlicherweise der Übermacht halb erliegen mußten. Ihre Führer wurden an der Friedhofsmauer der Stadt Gottschee standrechtlich erschossen.

Durch äußere und innere Drangsale waren also die Gottscheer schon früh in drückende Armut und Not geraten; wollten sie ein nur halbwegs menschenwürdiges Dasein führen, so mußten sie sich nach irgendeinem Erwerbe umsehen; und so hören wir, daß sie schon im 15. Jahrhundert heimische Erzeugnisse, wie Leinwand und Holzgefäße, auf ihren Saumroffen nach Kroatien und anderswohin trugen, um sie dort

gegen Lebensmittel umzutauschen oder zu verkaufen. Im Jahre 1492 wurde ihnen, soweit wir wissen, zum erstenmale das Recht des Hausierhandels mit den genannten Gegenständen verliehen. Später kam der Handel mit Silberfrüchten, schließlich mit Galanterie- und Schnittwaren hinzu. Noch vor dem Weltkriege war der Gottscheer Hausierer in vielen Ländern des alten Österreich-Ungarn und Süddeutschlands eine bekannte Gestalt, noch da zogen alljährlich im Herbst, wenn die Feldarbeiten beendet waren und alles unter Dach gebracht war, Hunderte von Männern und Jünglingen in die Fremde, um dort den Winter über ihrem meist recht entbehrungsreichen und vielfach mißachteten Gewerbe nachzugehen. Und wenn der Frühling ins Land gezogen war, dann kehrten sie heim, jubelnd von den Thürigen empfangen, um nun wiederum den schwersten Teil der Feldarbeiten auf sich zu nehmen. Mancher ließ sich auch in der Fremde nieder und gelangte dort zu Wohlstand und Ansehen, aber im allgemeinen hing der Gottscheer mit großer Zärtlichkeit an seiner armen Heimat. Erst die letzten Jahrzehnte entführten Tausende der rüstigsten Leute für immer nach Amerika. Daheim aber herrscht Not an Arbeitskräften, sind die Dörfer entvölkert; viele Häuser stehen leer oder beherbergen nur mehr Greise und Kinder. In manchen Ortschaften lassen sich Slawen nieder, denen es bei größerer Genügsamkeit vielfach möglich ist, sich da zu halten, wo der Gottscheer wirtschaftlich zugrunde ging. Der Gottscheer stellt infolge seiner höheren Bildung, die er sich in der Welt als Hausierer und daheim in guten Schulen angeeignet hat, im allgemeinen viel höhere Ansprüche an das Leben als sein slawischer Nachbar. Er wohnt besser, kleidet sich kostspieliger, ißt und trinkt reichlicher, als es dem Bauernstande in dem so armen Ländchen zuträglich ist. Und das treibt ihn aus der Heimat über das Meer! Denn der Hausierhandel hat infolge gesetzlicher Einschränkungen und infolge der geänderten Handels- und Verkehrsverhältnisse schon lange aufgehört, eine ergiebige Quelle des Wohlstandes zu sein — vielleicht wird er unter den Folgen des Weltkrieges überhaupt ganz verschwinden —, daheim aber ist für die Gottscheer keine Erwerbsmöglichkeit gegeben, die ihm zuzagen würde. Eine ganz bescheidene Hausindustrie, die Boden und Holzgefäße erzeugte, ist im Erbschen begriffen, da der Ertrag zu gering ist. Ein Braunkohlenbergwerk in der Nähe der Stadt Gottschee und einige große Dampfsägen beschäftigen zumeist slawische Arbeiter. Dem Gottscheer trägt diese schwere Arbeit zu wenig, er wandert lieber aus — mag auch sein Los in Amerika oft weitaus schlimmer sein als daheim! Da das Auswanderungsfieber die weiblichen Kreise fast noch mehr ergriffen hat als die Männer, fehlen für den Ackerbau, für die Vieh- und Schweinezucht, für deren Hebung in der letzten Zeit ein gesunder Wettbewerb erwacht ist, die notwendigen Kräfte, so daß man um den Bestand der Sprachinsel besorgt sein kann. Wohlthuend hebt sich von dem allgemeinen wirtschaftlichen Rückgang nur die Entwicklung des Weinbaues ab und vor allem der Aufschwung, den seit der Bahnverbindung mit Laibach (1893) die Stadt Gottschee genommen hat.

Aber gerade dieser wirtschaftliche und nationale Mittelpunkt der Sprachinsel ist, seit diese von dem alten Mutterlande vollständig losgelöst ist, am meisten gefährdet. Obwohl die Erhaltung des Deutschtums im Gottscheer Ländchen mit seinen 16—18.000 deutschen Bewohnern für das neue südslawische Reich nicht die geringste Gefahr bedeutet, im Gegenteil für das wirtschaftliche Gedeihen eines ziemlich großen Stückes krainischen Landes von größtem Vorteil wäre, haben es die neuen Machthaber ein-

gestandenermaßen doch auf die vollständige Slawisierung abgesehen. Bei der Stadt Gottschee haben sie dazu eine Reihe von Machtmitteln in der Hand. Der Gottscheer Bauer aber, der sein Land Jahrhunderte gegen die Türken behauptet hat, wird, davon sind wir überzeugt, auch jetzt treu auf seiner Scholle ausharren, bis einmal die neuen slowenischen „Herren“ zu besserer politischer Einsicht gelangen und in national ruhigeren Zeiten ein friedliches Nebeneinanderleben zwischen Deutschen und Slawen möglich sein wird, zu dem die Gottscheer so gerne bereit wären, wenn man sie nur in dem Heim, das sie sich aus eigener Kraft und eigenem Fleiß geschaffen haben, zufrieden leben ließe.

Das ist in kurzen Zügen die Geschichte der Sprachinsel Gottschee und ihrer Bewohner, soweit ihre Kenntnis zum Verständnisse des eigenartigen Völkchens und seines poetischen Gutes notwendig ist. Das Schicksal hat diesem Völkchen ein sehr hartes Los zugebracht. An seiner Wiege spendete keine der Guldgöttinnen ihre Gaben, Mutter Natur war ihm eine Stiefmutter, Not und Schrecken waren seine Begleiter durch den Wandel der Jahrhunderte. Und dies alles mußte natürlich die körperliche und geistige Entwicklung der Gottscheer stark beeinflussen. Die jahrhundertelange Not ließ die Kräfte des Körpers und der Seele nicht zu voller Entfaltung kommen, aber sie machte die Menschen dafür zähe und widerstandsfähig. Es sind nicht hochgewachsene, kraftvolle Gestalten, die uns begegnen, wenn wir den Gottscheer Boden betreten, sondern im Durchschnitte schlank, aber sehnige Menschen von mittlerer Größe und Stärke. Weniger als anderwärts auf dem Lande findet man hier schwerfällige Bauern; in der Regel sind sie beweglich und geschickt zu allerlei Arbeiten.

Die Kleidung hat nichts Auffälliges mehr an sich. Die alte Volkstracht der Männer — ein grobes Leinenhemd; weite, weiße, gefältelte Leinenhosen; in der wärmeren Jahreszeit eine ärmellose, bis an die Knie reichende Tuppe aus bläulichem Tuch oder weißem Boden, im Winter ein ähnlicher mit Ärmeln versehener Rock aus dem gleichen Stoffe; Bundschuhe oder Stiefel und ein hoher, breitkrämpiger Hut aus braunem Filz — ist in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch die moderne bürgerliche Kleidung verdrängt worden, welche die Hausierer mit heimbrachten. Länger hat sich die alte Tracht der Frauen erhalten: über dem Leinenhemd und dem Leinenrock ein zweites langes, gefälteltes Leinenhemd; ein handbreiter roter Wollgürtel mit langen, herabhängenden Schnüren; darüber eine der männlichen ganz ähnliche Tuppe oder ein dem männlichen ähnlicher Rock und ein breiter weißer Kragen; an der Brust bunt geblumte Seidenbänder; als Kopfschmuck ein im Nacken gebundenes, mit Stickereien versehenes, großes weißes Tuch, bei den Frauen ein kleines weißes Häubchen darunter; rote Strümpfe und Bundschuhe oder hohe Stiefel. Dieser in den fünfziger Jahren noch allgemein getragene Sonntagstaat begegnet uns heute nur noch in einigen abgelegenen Dörfern bei alten Frauen und — in alten Liedern.

Die geistige Begabung zeigt im allgemeinen einen guten Mittelschlag. Glänzende Talente sind selten. Etwas Schwerfälliges, Mächtiges haftet dem Gottscheer an, wie dies in bäuerlichen Kreisen ja zumeist der Fall ist; auffallend ist der Mangel an poetischer Begabung; dafür aber ist der Gottscheer gewissenhaft und verläßlich — und auf einem Gebiete stellt er seinen Meister: er ist ein geborener Handelsmann. Jahrhundertelange Übung hat ihm Findigkeit und Schlaueit auf kaufmännischem Felde zur angeborenen Fähigkeit werden lassen.



Auch der Charakter des Gottscheers trägt unverkennbare Spuren seiner eigenartigen Geschichte. Die ungeheure Not, die ihn so lange drückte, mußte seinen Sinn besonders auf Gott lenken, von dem er allein Hilfe erhoffen konnte. Daher die rührende Frömmigkeit, welche die alten Sagen und Lieder beseelt und die auch heute noch vor allem den Frauen eigen ist. Die Männer freilich, die haben auf ihren Wanderzügen durch die weite Welt manches davon abgestreift. — Von der religiösen Gesinnung namentlich früherer Zeiten zeugen auch die Bildstöcke und Kreuze, die an Straßen und Pfaden zu kurzer Andacht mahnen, noch mehr die vielen Kapellen und Kirchen, die von den Bergen herab freundlich grüßen und die ein- oder zweimal im Jahre die Gläubigen der Umgebung zu Gottesdienst und Kirchweih versammeln. Einzelne dieser Kirchen genießen den Ruf großer Gnadenorte (St. Leonhard bei Nied, St. Peter bei Ober-Warmberg) und dahin strömen auch von ferne her Gnade heischende Wallfahrer. Das Volkslied läßt sogar Maria mit ihrem Kinde dahin pilgern.

Auch die Arbeitsamkeit, die große Sparsamkeit und der Ernst, der den Gottscheer auszeichnet, hängt wohl vor allem mit seinen bitteren Lebenserfahrungen zusammen. Der heitere Ton, der in der neueren Zeit etwas stärker zum Durchbruch kam und der zu dem wehmüthigen Ernst der alten Lieder nicht recht passen will, erklärt sich wohl aus den gebesserten Lebensverhältnissen und dem Hauserberuf, der viele Gottscheer in lustige Gesellschaft führte und auch sie zur Heiterkeit zwang. Endlich mag auch der Weinbau das Seinige dazu beigetragen haben, die ernste Lebensführung zu mildern.

Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschte in Gottschie die größte Sittenstrenge im Verkehr der beiden Geschlechter untereinander. Uneheliche Geburten waren eine Seltenheit, und wenn sie vorkamen, kehrte sich der Unwille der Gemeinde oft in grausamer Strenge gegen die Schuldigen. Seither ist es freilich anders geworden, aber auch jetzt noch ist Sittsamkeit vor allem eine Eigenschaft der Frauen.

Ein Erbe aus alter Zeit ist wohl auch die unbedingte Verlässlichkeit und Treue des Gottscheers. Er ist auch hilfsbereit und gefällig, ruhig und verträglich, selbst mit seinem slawischen Nachbarn lebt er in größtem Frieden; und wenn es schon in der Kirchweihstimmung zwischen den durch Wein und Tanz erhitzten Burschen zu Prügeleien kommt, so nehmen sie in der Regel einen ziemlich harmlosen Verlauf. Zum Messer oder zu einem anderen gefährlichen Werkzeuge wird selten gegriffen. Ebenso sind schwere Verbrechen, wie Diebstahl und Mord, unerhörte Erscheinungen.

So haben denn die Gottscheer, ein winziger Splitter deutschen Volkstumes südlich der Alpen, trotz der geringen Zahl ihr angestammtes Wesen an die 600 Jahre lang treu bewahrt; sie haben schätzenswerte Eigenschaften dazuerworben und verdienen es, daß man sie in dem schweren Kampfe ums Dasein auf das kräftigste unterstützt.

## Legenden aus Gottschie.

Von Wisl. Eschinkel, Gottschie.

### 1. Die feurige Kugel.

Es lebte vor Zeiten ein Ehepaar in Not und Elend; das Haus war verpfändet, die letzte Kuh im Stalle verkauft. In seiner Verzweiflung irrte der Mann jammern und klagend durch den Wald. Da begegnete ihm ein Mann mit einem Ziegenbart, der ihn mit meckernder Stimme fragte, wohin er gehe. „Ich weiß es selbst nicht“, gab er ihm zur Antwort. Darauf erzählte er ihm sein ganzes Leid.

Da sprach der Fremde: „Ich will dir helfen. Du sollst Geld haben im Überfluß, wenn du mir das gibst, was bei deinem Hause ist und wovon du nichts weißt.“ Der Handel wurde geschlossen und mit einem Sack voll Geld trat der Mann vor seine Frau. Diese starrte ihn sprachlos an, als er den Sack zu Boden warf, daß die harten Taler klangen. Als er ihr aber das Geheimnis mittheilte und erzählte, daß er dem fremden Manne das, was bei seinem Hause sei und wovon er nichts wisse, mit seiner Unterschrift verpfändet habe, da zuckte sie zusammen und sagte mit von Tränen erstickter Stimme: „Mann, warum hast du das getan? Ich erwarte Mutterfreuden und habe es dir bisher verheimlicht. Was nützt uns nun all unser Reichthum, wenn du unsere Nachkommenschaft dem Bösen verpfändet hast? Nun sind wir noch unglücklicher als bisher!“ Da machte der Mann große Augen, seufzte und stöhnte, aber an der Sache war nichts mehr zu ändern, der fremde Mann war und blieb verschwunden.

Balb darauf gebar die Frau ein allerliebstes Knäblein, das allmählich zu einem braven Studenten heranwuchs. Er war in seiner Klasse immer der erste und war von seinen Eltern für den geistlichen Stand bestimmt. So oft ihm aber seine Mutter ein Stückchen Brod reichte, rann ihr eine Träne über die Wangen und sie konnte ihr Herzleid nicht verbergen. Das bereitete ihrem Sohne großen Kummer und einmal fragte er sie, warum sie so traurig sei. Sie aber blieb verschlossen, bis er zum Priester ausgeweiht werden sollte. Da fiel sie vor ihm auf die Knie und beichtete ihm alles: sie erzählte von Not und Elend, vom fremden Manne, der ihnen geholfen, und von dem Vertrage, den sein Vater mit seiner Unterschrift besiegelt hatte. Der Sohn hatte alles andächtig angehört und dann sprach er: „Mutter, fürchte dich nicht! Ich selbst will in die Hölle hinabsteigen und meinen Namen aus dem Buche der Verdammnis auslöschen.“

Gesagt, getan. Am nämlichen Tage griff er nach Hut und Wanderstab und schritt zur Türe hinaus. Spät am Abend erreichte er ganz erschöpft eine stille Klause, in der ein frommer Einsiedler hauste. Nachdem er sich an Speise und Trank gelabt hatte, berichtete er ihm haargenau, was ihn zu dieser Wanderschaft bewogen habe und wohin ihn sein Weg führe. „Nur die eine Sorge quält mich“, sagte er, „ich weiß nicht, ob ich das Höllethor auch finden werde.“

Aufmerksam hatte der Einstebler zugehört. Endlich sprach er: „Fürchte dich nicht! Ich will dir eine feurige Kugel mit auf den Weg geben, die soll dein Führer sein!“ Am nächsten Morgen übergab er ihm eine feurige Kugel, die immer vor ihm herrollte und ihm den Weg wies.

Gegen Abend sah er mitten im Walde ein großes Haus stehen, das hell erleuchtet war. Als er näher kam, fuhr die Kugel mit solcher Wucht an das verschlossene Thor, daß es weit aufsprang und die Räuber, die gerade bei einem üppigen Mahle saßen, entsetzt auseinander fuhren. Mit schlotternden Knien standen sie da und starrten den Eindringling an. Sie, die so viel Menschenblut vergossen hatten, waren wie gebannt, hielten den Fremden für ein höheres Wesen. Endlich fragte ihn der Räuberhauptmann, was ihn hieher führe und was er von ihnen wolle. Der junge Mann verheimlichte den Räubern nichts und erzählte von Hölle und Teufel, von Buch und Verbrechen. Da gingen dem Räuberhauptmann die Augen auf, er flehte inständig, der Wandersmann möge in der Hölle nachsehen, welches Los ihm bevorstehe und was er zu erwarten habe.

Am nächsten Morgen rollte die Kugel wieder vor ihm her und so ging es tagelang, bis er eines Tages das Höllenthor vor sich sah. Das Thor war fest verschlossen. Da prallte die feurige Kugel mit solcher Kraft daran, daß es aus den Angeln sprang und die Teufel, die hier Wache standen, betäubt zu Boden fielen.

Ungehindert trat er in die Hölle und untertänig eilten von allen Seiten die Teufel herbei und fragten nach seinem Begehren. Bücher wurden herbeigeschleppt und durchstöbert, sein Name war nicht zu finden. Da humpelte ein Teufel heran, der an einem Beine lahm war. Diesen fuhr er an, daß er ihm das Buch herbeischaffe, in dem sein Name eingetragen sei, sonst werde die Hölle einstürzen. Willig gehorchte er und brachte das gewünschte Buch. Der Name wurde bald gefunden und ausgelöscht. Niemand wagte es, dagegen etwas einzuwenden.

Darauf fragte der Jüngling den Obersten der Teufel, was dem Räuberhauptmann bevorstehe, der tief im Walde sein Unwesen treibe. Da antwortete ihm der Teufel: „Sieh, dort steht schon sein Bett. Daneben kocht und brodeln siedendes Öl im Kessel, darin soll er gebraten und gesotten werden, nachdem er vorher in tausend kleine Stücklein zerhackt werden wird, wenn sein letztes Stündlein geschlagen hat.“ Da fragte ihn der Wandersmann weiter, ob es dagegen keine Hilfe mehr gebe. „Ja“, sagte der Teufel, „ihm kann noch geholfen werden, wenn er den Stock, mit dem er den ersten Menschen erschlagen hat, im Freien einsetzt, davor kniet und betet, bis er treibt und Äpfel trägt.“

Mit diesem Bescheide kehrte der Wanderer in die Räuberhöhle zurück, wo er alles haargenau erzählte, was er in der Hölle erfahren hatte. Da warf der Räuberhauptmann alle seine Waffen von sich, nahm den Stock, mit dem er den ersten Menschen erschlagen hatte, pflanzte ihn im Freien auf, kniete davor und betete, bis sein Bart zur Erde reichte und seine Knie mit der Erde verwachsen waren.

Da trieb der Stock frisch aus, blühte und brachte endlich Äpfel hervor. Als der erste Apfel zu Boden fiel, fiel auch der Räuberhauptmann tot zu Boden. Da flog eine weiße Taube gegen Himmel, die Seele des Räuberhauptmannes war gerettet.

Johann Rom in Dichtenbach.

## 2. Der goldene Vogel.

Ein Priester hatte sich durch seine strengen Predigten drei Herren, die dem Kartenspiele leidenschaftlich ergeben waren, zu Todfeinden gemacht. Sie beschloßen, an ihm Rache zu nehmen, und luden ihn auf eine Hirschjagd ein. Sie wußten den Weg so zu wählen, daß sie an einer tiefen, tiefen Grube vorbei kamen. Sie behaupteten, daß in der Grube Hirsche seien, und redeten dem Priester zu, in die Grube zu sehen. Als er ihren Rat befolgte, da stießen sie ihn, wie sie es vorher verabredet hatten, in die Grube und überließen ihn seinem Schicksale.

Da ereignete sich etwas ganz Unerwartetes. Die Grube öffnete sich und die Erde verschlang ihn. Er sank immer tiefer und tiefer, aber das Loch schien bodenlos zu sein. Er tat sich aber nicht wehe, denn er hatte Unheil geahnt und aus Vorsicht das Allerheiligste in die Tasche gesteckt. Auf einmal hielt er in einem dunklen Raume. Nur aus der Ferne schimmerte ihm ein Lichtlein entgegen. Dem strebte er zu, bis er vor dem Ausgange stand.

Vor ihm breitete sich eine unabsehbare Wiese aus, die mit hohem Grase bewachsen war. Das Gras wogte hin und her, wie wenn es vom Winde getrieben wäre. Da waren viele Leute, aber alle waren schwarz wie die Nacht und sie wurden mit Peitschenhieben zur Arbeit angetrieben. Er glaubte, in einem Märchenlande zu sein. Er redete die Leute in verschiedenen Sprachen an, allein niemand beachtete ihn, niemand gab ihm eine Antwort.

Da watete er durch das Gras weiter und weiter, bis er zu einer unabsehbaren Herde von Schafen kam, die sich ihre Nahrung knien suchten. Er stand vor einem neuen Rästel. Da entfuhr ihm der Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Und wie im Chore antworteten die Schafe: „In Ewigkeit Amen.“

Dann schritt er weiter, bis er zu einem Hügel kam, auf dem drei Herren saßen. Er sprach wieder: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Und sie antworteten: „In Ewigkeit Amen.“ Da fragte ihn der jüngste unter ihnen, woher er komme und ob er wohl in seine Heimat zurückkehren möchte. Als er dies bejahte, sprach der Herr weiter: „Gehe vor das Haus und du wirst einen goldenen Vogel und einen fetten Ochsen finden. Schlachte den Ochsen, fülle mit seinem Fleische zwei Säcke, wirf sie dem Vogel auf den Rücken und setze dich darauf; der Vogel wird dich in deine Heimat bringen. Wenn sich aber der Vogel umdreht, nimm ein Stück Fleisch und wirf es in seinen Schnabel!“

Der Priester fand alles, wie es ihm der Herr gesagt hatte, und er befolgte auch getreulich seinen Rat. Der Vogel erhob sich in die Luft und in rasendem Fluge fauste er dahin. Von Zeit zu Zeit drehte er den Kopf zurück und wollte Nahrung haben. Da warf der Priester ein Stück ums andere in seinen Schnabel. Doch bald war das Fleisch zu Ende. Der Vogel verlangte nach neuer Nahrung und da er keine mehr erhielt, sprach er: „Nur noch ein kurzes Stück Weges und wir sind am Ziele; aber gib mir Fleisch, sonst stürzen wir beide in die Tiefe und sind unrettbar verloren.“ Da schnitt sich der Priester zuerst den einen Fuß ab und warf ihn dem Vogel in den Schnabel. Aber der Vogel hat wieder um neue Speise. Da schnitt sich der Priester den zweiten Fuß weg und reichte ihn dem Vogel. Da — ein Ruck und der goldene Vogel setzte ihn auf derselben Stelle ab, von der er in die Tiefe gestoßen worden war.

Hilflos, seiner beiden Füße beraubt, lag jetzt der Priester da. Er jammerte, daß er hier verschmachten werde. Übrigens, sagte er, habe das Leben für ihn ohnedies keinen Wert mehr, da er zum Krüppel geworden sei.

Da redete der Vogel also zu ihm: „Steh auf und gehe! Du hast mich und alle Seelen im Fegefeuer, die du als Schafe gesehen hast, erlöst. Die schwarzen Leute aber waren die Verdammten in der Hölle, das wogende Gras das höllische Feuer, die drei Herren Gott Vater, Christus und Petrus.“

Der Priester stand auf und war wieder frisch und gesund. Der goldene Vogel erhob sich in die Lüfte und entwand bald seinen Augen. Der Priester aber eilte nach Hause.

Die drei bösen Jäger saßen gerade im Wirtshaus beim Kartenspiel, als er ins Zimmer trat. Sie glaubten seinen Geist zu sehen und fielen vor Schreck zu Boden. Er aber ging auf sie zu und sagte: „Fürchtet euch nicht! Ich stehe wieder gesund vor euch und euch soll alles verziehen werden.“

Da erhoben sich die drei Herren, bereuten ihre Tat und taten Buße.

Margareta Siegmund in Tiefenreuter.

### 3. Der Heiland als Hochzeitsgast.

Ein Bräutigam schritt einst durch einen finsternen Wald. An einer Waldesblöße erhob sich ein mächtiges Holzkreuz, davor stand eine morsche Bank. Hier wollte er ein wenig verschlafen und ausruhen. Als er so zum göttlichen Heiland aufblickte, entschlopfte ihm unwillkürlich die Frage: „Willst du nicht auch auf meine Hochzeit kommen?“ Da meldete sich der göttliche Heiland und sprach: „Ja, ich will dein Gast sein!“

Von Furcht und Schrecken erfasst, floh der Bräutigam die einsame Stätte und eilte zum Pfarrer, dem er alles haarklein erzählte. „Warum läßt du die Toten nicht ruhen?“ sagte der Pfarrer vorwurfsvoll. „Nun aber, da an der Sache nichts mehr zu ändern ist, mußt du dem göttlichen Gast den ersten Platz neben der Braut anweisen und ihm auch sonst deine besondere Aufmerksamkeit schenken!“

Der Tag der Hochzeit kam und mit ihm auch der göttliche Gast. Der Bräutigam empfing ihn gar freundlich und geleitete ihn zum Ehrenplatze neben der Braut. Auch wurden ihm die besten Speisen vorgelegt. Nach der Hochzeit verabschiedete sich der göttliche Heiland mit den Worten: „Du hast mich auf deine Hochzeit geladen und mir den Ehrenplatz zugedacht, nun will auch ich dich auf meine Hochzeit laden und dich auf den ersten Platz setzen.“ Damit ging der göttliche Heiland fort.

Nach einiger Zeit pflügte der jungvermählte Bauer seinen Acker und da kam Jesus des Weges daher und sagte, er sei nun gekommen, ihn zu seiner Hochzeit zu bitten. Es sei aber keine Zeit zu verlieren, denn die Gäste seien schon versammelt und könnten nicht länger warten. Der Bauer schickte seine Frau mit dem Ochsen gespannt nach Hause, damit sie die Ochsen für den nächsten Tag füttere. Er werde schon rechtzeitig kommen.

Also wanderten die zwei des Weges dahin, bis Jesus sagte: „Komm und setze dich auf meinen Rücken, denn gar weit ist der Weg, den wir zu gehen haben, und wir kommen nur langsam vorwärts.“ Da konnte der Landmann nicht anders und

setzte sich auf den Rücken seines göttlichen Führers. Nun sausten sie pfeilschnell dahin durch die Lüfte und bald saßen sie an der göttlichen Hochzeitstafel.

Dort mußte sich der arme Landmann neben die heil. Maria setzen. Auf der Hochzeit ging es gar hoch her. Wunderbare Speisen wurden aufgetragen, aus der Ferne erklangen Engelschöre und himmlische Musik. Die Umgebung erglänzte von lauter Gold und Edelsteinen und unserem Landmann drohten schier Hören und Sehen zu vergehen. Die ungeahnte Pracht und Herrlichkeit bezauberte ihn und er fühlte sich überaus glücklich. Da fragte ihn Jesus nach einiger Zeit, ob er vielleicht an die Heimreise denke. „Nein,“ antwortete er, „ich habe mich kaum erwärmt und es gefällt mir hier sehr gut.“ „Gut,“ sagte Jesus, „so bleibe, so lange es dir gefällt!“

Als nun die Hochzeitstafel zu Ende war und unser Landmann auf die Erde zurückkehrte, war er nicht wenig erstaunt, als er in seinem Dorfe lauter fremden Gesichtern begegnete und in seinem Hause fremde Leute antraf. Er fragte und forschte, aber niemand konnte ihm Aufschluß geben. Da begab er sich zum Pfarrer und klagte ihm sein Leid. Dieser blätterte in alten Büchern und fand, daß vor 700 Jahren ein Mann mit gleichem Namen verschwunden sei, von dem niemand wußte, wohin er gekommen sei. Da fragte ihn der Pfarrer, ob er Hunger und Durst verspüre. Da erwiderte der Bauer, sein Herz verlange nach göttlicher Speise, nach der heil. Kommunion. Darauf reichte ihm der Pfarrer an Ort und Stelle das Himmelsbrot.

In diesem Augenblicke fiel der Bauer tot zu Boden, nur ein Häufchen Asche lag an der Stelle, wo er gestanden war.

Gertrud Erker, Schallendorf.

### Sei mir gegrüßt.

Von Karl Rom, Oberdeutschau.

Gottschee am Rinsfestrande  
Sei mir gegrüßt aufs neu!  
Du Land der alten Freiheit,  
Du Land der alten Treu.

Hör' ich die Eichen wispeln  
In deinen Wäldern wild,  
Ist all' mein Schmerz geborgen  
Im blühenden Gefild.

Seh' ich im blauen Äther  
Die Lerchen trillernd ziehn  
Und einen frommen Beter  
Beim Kreuz am Wege knien,  
So fühl' ich mich so heimisch;  
Ich weiß, das ist Gottschee.  
Verschwunden sind die Tränen,  
Dahin ist all' mein Weh.

Wie spiegelt in der Sonne  
Der Bäche klare Flut!

Wie glücklich ist der Landmann  
Am Abend, wenn er ruht.  
Und kommt der kalte Winter  
Und braust der Nordwind her;  
Gottscheer, deine Scholle  
Verlaß du nimmermehr!

fühlst du dich in der Fremde  
Auch wohl und ohne Sorg',  
Vielleicht in fernen Zonen,  
Im Hafen von New York,  
So mußt du doch bekennen,  
Daß schöner es zu Haus;  
In tiefen, dunklen Wäldern  
Des heimatlichen Gau's.

Dann fehr' nach Jahren wieder;  
Wir grüßen dich aufs neu  
Und sind als deine Brüder:  
„Gefellig, fromm und treu.“

## Wie das Gottscheer Heimatlied entstand.

Von Robert Braune.

Motto:

Vom Rinsequell zum Kulpastrand  
Soll unser Lied ertönen,  
Hoch lebe das Gottscheerland,  
Hoch seinen deutschen Söhnen!  
J. Obergföll.

„Liebe Serafine,“ sprach eines Morgens im Sommer 1875 der wackere Gymnasialdirektor, der unvergeßliche Benedikt Knapp, zu seiner Frau, „du hast gewissermaßen eine dichterische Ader und könntest ein Lied verfassen, das die Heimatliebe, das Vaterlandsgefühl der Gottscheer kräftiger weckt als es bisher leider der Fall ist! Sie haben zwar viele gute Eigenschaften, aber jene begeisterte Stammestreue, wie wir sie in Tirol kennen, ist bei ihnen nur schwach vorhanden. Daran trägt der Hausierhandel die Schuld, der zwar viel Geld, aber auch Gleichgültigkeit der Eigenart brachte. Gezwungen, in der Fremde gegen jedermann gefällig, um nicht zu sagen unterwürfig zu sein, haben sie diese Eigenschaft auch daheim beibehalten und wären in Gefahr, aufgefogen zu werden, wenn sie nicht ihr abgeschlossenes Sprachgebiet schützte. Allein auch dieses zeigt schon bedenkliche Lücken und erleidet eine Einbuße nach der andern. Manche Gemeinden, besonders die an der Landesstraße liegenden, sind schon stark gemischt, der leichte Verkehr hat seine guten, aber auch seine schlechten Seiten, die sich nicht immer die Wage halten und ohne starkes Volksbewußtsein leicht zum Schlechten ausschlagen. Dem vorzubeugen, halte ich für meine heilige Pflicht. Das Lied übt eine mächtige Gewalt, deshalb möchte ich eines schaffen helfen, das in Fleisch und Blut der Gottscheer übergeht und sie vor dem Untergange bewahrt. Dazu sollst du die Hand bieten.“

„Dein Vorhaben gefällt mir ungemein,“ erwiderte die geschmeichelte Frau, „aber ich fühle mich wenig berufen, deinem Anstinnen zu entsprechen; es fehlt mir hiezu die Kraft des Ausdrucks, der Schwung, der einem solchen Lied zueigen sein müßte. Es werden sich schon andere, sprachgewandtere Männer finden, um deinen begründeten Wunsch besser zu erfüllen. Das erste Erfordernis bleibt Begeisterung, das zweite Sangbarkeit, um ins Volk zu bringen. Da nun nicht jeder Dichter melodische Erfindung besitzt, müßte sich das Lied an eine bekannte Weise anschließen, etwa wie die Weber'schen Gesänge mit Körner'schem Text. Weißt du, wie am besten zum Ziele zu gelangen? Schreib einen Wettbewerb aus; der alte Georg Stampfl hat ohnehin die

Absicht, einmal einen Hammel im Freien am Spieß braten zu lassen; das gäbe prächtige Gelegenheit, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, wenn man hiebei gleich mit dem neuen Preislied ausrückte!“

Bei diesem, ihm aus der Seele gesprochenen Vorschlag lächelte der alte Knapp behaglich, malte sich im Geiste den Genuß aus — er mußte ein gutes Essen zu schätzen — und begann alles sorgsam einzuleiten, was den Erfolg verbürgen konnte. Der gebratene Hammel wirkte hiebei als mächtiger Ansporn. Zuerst wurden alle Berufenen — und auch wohl Unberufenen, denn wer hat nicht eine schwache Stunde, wo er sich als Dichter fühlt? — eingeladen, sich auf den Pegasus zu schwingen und sich mit ihren Arbeiten an einem bestimmten Tag im Gasthof „Zur alten Post“ einzustellen, um sie dort vorzulesen und der Dinge zu warten, die da kommen sollten. Also ein kleiner Sängerkrieg, zwar nicht auf der Wartburg, aber im Schatten des Friedrichsteins, wo einst Graf Friedrich von Cilli heimlicher Liebe pflegte und gewiß Freude gezeigt hätte über den neuen Minnehof unter seinem Schutz und Schirm.

Die Teilnahme war über Erwarten groß; es lagen Beiträge vor aus Gottschee von Frau Serafine Knapp, Josef Obergföll, Robert Braune und Julius Hofholzer; aus Raibach hatte ein „Ungekannter“ scherzhafte Reime, aus Wien hatte Georg Ostermann sein bekanntes „Watterhaus“ (mundartlich) eingereicht, das sich aber keiner beliebten Melodie anschloß, d. h. keiner allgemein gebräuchlichen. Nachträglich wurde bemerkt, daß es sich sowohl auf die „Doreley“ als auf „Das zerbrochene Klinglein“ singen ließ und es bedarf vielleicht nur dieses Hinweises, das „Watterhaus“ volkstümlicher zu machen. Sein Inhalt ist stimmungsvoll, von erhebender Wehmut, die sich innig ausspricht. Die von R. Braune dazu gesetzte Weise muß als verfehlt gelten und hindert gewiß die Verbreitung des schönen Liedes, worauf neuerdings aufmerksam gemacht sei.

Julius Hofholzer, der Zeichenlehrer am Gymnasium, ein Mann von universeller Bildung, der sich auch längere Zeit bei Anastasius Grün in Mokriz aufhielt und dessen Achtung genoß, hatte sich Schillers „Teilung der Erde“ zum Vorbild gewählt und schildert lebhaft die Mühsal der ersten Ansiedler, die erst Urwälder ausrodten, Sümpfe entwässern mußten, bevor sie Heimstätten bauen konnten. Das Gedicht ging leider verloren, weil die Familie wegen der Ungunst der Zeiten auswanderte.

Es folgen nunmehr jene Beiträge, die verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden, wozu unser lieber Kalender willkommenen Anlaß bietet. Bei Obergföll ist das unnötig; sein Lied lebt im Herzen des Volkes als dauerndes Denkmal des begeisterten Streiters für Wahrheit und Recht.

Das schöne Geschlecht hat den Vorrang, deshalb stehen an erster Stelle die sinnigen Verse der Frau Knapp. An zweiter kommt Rob. Braune, der seine Strophen aufbaute nach der englischen, von Händel stammenden Volks hymne, die aber zu wenig bekannt war, um durchbringen zu können, auch standen ihr vielleicht politische Bedenken entgegen, denn es herrschte damals eine gewisse Spannung zwischen Österreich und England. Als dritter erscheint der Schalk mit der Schellenkappe und bittet um gütige Nachsicht, wenn er's irgendetwie verschüttet hätte. Der Humor ist heute doppelt willkommen und findet stets empfängliche Gemüter.

Frau Knapp, die stets hilfsbereite, vorsorgliche Gemahlin des verdienten Direktors, eine wahre, noch in vieler Erinnerung lebende Studentenmutter, singt echt weiblich:

Ein Lob erkling' den Frauen,  
Den deutschen, von Gottschee!  
Gar lieblich anzuschauen  
In Joppen, weiß wie Schnee.  
Den Gürtel um die Mitte,  
Das Kopftuch reich gestickt,  
Erhaltend Väterfitt,  
Beglückend und beglückt  
Bewahren sie die Treue  
Dem angestammten Brauch,  
Daß sich die Jugend freue,  
Bewegt von Frühlingshauch.  
Das Herz gehör' dem Lande,  
Dem Volk, das euch gebär,  
Drum windet starke Bande  
Für Zeiten der Gefahr!  
Ihr sollt' den Schatz nie mindern,  
Nie lassen frohen Mut,  
Vererben ihn den Kindern  
Als kostbar teures Gut!

(Melodie: In einem kühlen Grunde.)

Rob. Braune singt:

Deutscher Gottscheer Stamm  
Halte des Herzens Flamm'  
Treulich bewacht!  
Urväter Heldenmut  
Ström' dir durch Fleisch und Blut  
Während ererbtes Gut —  
Sei dess' bedacht.

Als noch der Friedrichstein  
Leuchtet ins Land hinein,  
Herr Gillis Graf,  
War alles Wald und Moor,  
Aus finst'rer Höhlen Tor  
Kroch nur der Bär hervor  
Vom Winterschlaf.

Bauern aus deutschen Gau'n  
Kamen, das Land zu bau'n.  
Schweiß im Gesicht  
Regten sie Hand und Fuß,  
Aßen ihr Hafermuss  
Ohne Harm und Verdruß  
Und lebten schlicht.

Schufen ein hart Geschlecht,  
Bieder, bedacht, gerecht,  
Trosiger Art.  
Enkel, verweil' dabei!  
Hör nicht der Unken Schrei,  
Dann bleibst du stark und frei,  
Vor Schmach bewahrt.

Mancher zieht übers Meer,  
Schwärmt in der Welt umher,  
Suchend sein Glück.  
Ohne Ruh, ohne Raft,  
Allen ein fremder Gast,  
Andern und sich zur Last  
Rehrt er zurück.

Heimatluft, Heimatdust!  
Deiner gedenken ruft  
Seligkeit wach!  
Heimat, o Morgenrot,  
Zuflucht in aller Not,  
Wärmender Feuerfchlott,  
Schützendes Dach!

Der Anonymus in Laibach hatte, der Abwechslung halber, einen weniger pathetischen Ton angeschlagen, den humoristischen, der auch seine Berechtigung besitzt. Schon die Griechen ließen der Tragödie ein Satyrspiel folgen, deshalb sei auch diesem Sang ein Plätzchen angewiesen. Er geht nach Schillers „An der Quelle saß ein Knabe“, was für einen Hausterer sicher bezeichnend ist.

Hier, ihr Herrn, mein Nummernbeutel,  
Greift hinein, es fällt nicht schwer!  
Alles in der Welt ist eitel  
Steht schon in der Christenlehr'.  
Hier Orangen, Kardinen,  
Datteln, Feigen, Schokolad',  
Karamellen, Mandarinen,  
Malzbonbons und Zitronat.

Zieht ihr „dreie unter hundert“,  
Ist es mir das liebste Spiel.  
Wenn sich drob ein Diebich wundert,  
So bekümmert's mich nicht viel.  
Kommt mir solcher jämmerlicher  
Griesgram, dent' ich still dabei:  
„Vade retro!“ Nummer Sicher  
Gibt's nur auf der Polizei.

Schöne Damen drüben spizen,  
Ob das Glück euch zugekehrt,  
Ungeduldig auf den Sigen  
Wartend, daß ihr sie beschert.  
Der Gottscheer möcht' auch leben,  
Seht nur her, wie gut er's meint:

(Schüttelt den Beutel)

Wer was hat, kann auch was geben:  
Deutscher Bruder, sei mein Freund!

Das bildete das Ergebnis des Wettstreites. Neue Seiten lassen sich dem Thema „Heimat“, das unsere größten Dichter behandelten, z. B. Schiller im Wilhelm Tell, nicht abgewinnen, aber der Bodengeruch übt immer seinen Zauber und die Erinnerung an Verlorenes, ist ein Wurm, der nie stirbt.

\*

Der Schluß dieser wahrhaftigen Geschichte ist bald erzählt. Nachdem Obergfölls Lied als das gelungenste bezeichnet worden war, begab sich die ganze Gesellschaft, Knapp an der Spitze, zur Festwiese am Rosenbrunn, wo kundige Hände bei mächtigem Feuer den Hammel bereits am Spieße drehten. Für Wein, Bier, Brot und anderen Imbiß hatte der umsichtige Wirt vom „Fichtenhain“ in Mooswald, der nunmehr auch heimgegangene Jaklitsch, aufmerksam und reichlich gesorgt, so daß das Festmahl beginnen konnte. Der zarte, saftige Braten mundete vortrefflich und forderte zum Begießen auf. Knapp hatte sich ein feistes Lendenstück ausbedungen, das er zur großen Freude des geschmeichelten Gebers, des Herrn Georg Stampfl, mit sichtlichem Behagen verzehrte, wie nicht minder alle anderen die ihnen zugeteilten Stücke. Obergföll, der Held des Tages, hatte sich, bescheiden wie gewöhnlich, mit einigen schmachtigen Brocken begnügt, wovon er noch überdies den umstehenden, lästernen Hirtenbuben manchen Bissen zuschob, aber man sah ihm die Freude über seine Ehrung am leuchtenden Gesicht an.

Hausterer Haberle, damals eben auf „Sommerfrische“ in seinem Geburtsorte, dem nahen Windischdorf, hatte sich, die Gelegenheit benützend, mit seinem Körbel eingefunden und klapperte mit dem Nummernsäckel. Als er hörte, auch der Kragen-

träger sei in einem Liebe gedacht, ließ er sich dasselbe vorsingen und meinte wohlgefällig lächelnd: der Mann hat recht! wobei er den Beutel lustig in die Höhe warf mit den Worten:

„Ede, bibe, lude, post mortem nulla voluptas!“

Er wußte den glünstigen Augenblick beim Gipfel zu fassen und verzeichnete schmunzelnd eine glänzende Einnahme.

Unterdessen hatten festlich gekleidete Mädchen aus Fichtenzweigen, Waldblumen, Farenkraut, Eisen schöne Kränze gewunden, behängten den verschüchterten Obergföll damit und führten ihn im Kreis herum. „Evoe! evoe!“

Knapp hielt eine begeisterte Rede; er verstand es, zum Herzen zu sprechen. Die Becher erklangen, wieder erscholl: „Evoe, evoe!“ und das schöne, erhebende Fest nahm bei Anbruch der Dämmerung ein Ende. Man marschierte in die Stadt zum Gasthof „Zur Post“, wo es seinen Anfang genommen und in gemüthlicher Unterhaltung beschlossen wurde.

Obergföll hat seinen Stammesgenossen, zu denen er einst als Fremdling kam, mit dem warm quellenden Heimatslied ein Geschenk hinterlassen, ein heiliges Vermächtnis, im Leben der Gottscheer wurzelnd, erhebend in den Zeiten bitterer Not und mit guter Hoffnung erfüllend für die Zukunft. Das war der innigste Wunsch des edlen Heimgegangenen, den man am schönsten ehrt durch unverbroffen Mut und treuerfüllte Pflicht. Nunmehr erst fühlen wir seinen Verlust, seit er uns entrisen wurde, weil niemand da ist, um in die Bresche zu springen. Alle, die uns hätten Hilfe leisten können, zogen es vor, entweder dem Lande den Rücken zu kehren oder der Öffentlichkeit zu entsagen, um Ruhe zu finden vor den Stürmen des Tages. Obergföll ließ sich das nicht anfechten und bewahrte seinen heiteren Sinn auch in der drückendsten Not, sein Gottvertrauen hob ihn empor, er war das Vorbild eines zufriedenen Bürgers trotz Verfall des Reiches. Diese Nüchternheit schloß aber tiefes Empfinden nicht aus, das sich bei jeder Gelegenheit offerbarte. Wir können uns nur zu Liebem flüchten — der Kalender bietet eine Auswahl — und wünschen, daß uns ein neuer Sänger, wie Obergföll, erstehet! An jungen, aufstrebenden Talenten fehlt es nicht!

### Mahnworte.

Nicht nur beim Gläschen Wein,  
Sollst du ein Deutscher sein!  
Beweise es in That,  
Wenn's gilt auch in der That,  
Daß lieb dir Heimat ist,  
Daß du ein Deutscher bist!

Amalie Erker.

## Das Räuberunwesen im Gottscheer Lande vor hundert Jahren.

Von Oberl. Josef Ferz, Sienfeld.

Es war im Hochsommer des Jahres 1822. Die Leute von Kummerdorf waren mit der Heuernte vollauf beschäftigt, die insolge des feuchtwarmen Frühlingswesters recht gut geraten war. Das Dorf schien an dem sonnenklaren heißen Julitage wie ausgestorben; denn jung und alt arbeitete emsig auf den umliegenden grasreichen Hochwiesen. Da, wie ging's da lustig zu! Hier mähten Männer und Burschen, der eine dengelte, ein anderer wegte die blankte Sense und manch heller Fauchzer entrang sich den frohen Burschenkehlen; dort sangen die Weiber und Mädchen des Dorfes beim Heurechen bekannte Lieder in der Mundart, wie es von altersher gewohnter Brauch war. Auf einer der Wiesen arbeitete auch Görsch Dianord mit seiner verwitweten Mutter, ein 18-jähriger, hochgewachsener Jüngling mit großen, blauen Augen und gelbblondem Kopfsaar, der Vorsänger der Dorfburschen. Er hatte schon vor zwei Tagen gemäht und heute mit seiner Mutter ein Fuder trockenes Heu zum Aufladen und Heimführen fertiggestellt. Nun eilte er heim in das Dorf, den Leiterwagen mit dem Ochsengepann zu holen, während die Mutter noch auf der Wiese leichtere Arbeiten verrichtete und auf seine Rückkehr wartete.

Zu Hause angekommen, wollte Dianord gerade das an der Außenseite des Stalles hängende Ochsenjoch herunternehmen, als er plötzlich von drei baumstarken, bärtigen Männern, mit Dpanken an den Füßen, umstellt wurde. Der eine — er sprach ein gebrochenes Deutsch — trug ein Gewehr, die beiden anderen hatten Pistolen bei sich. Uebrigens hatte jeder ein langes, spitzes Messer im Gürtel stecken. Sie redeten „krobotisch“ und Dianord verstand etwas davon; hatte er ja oft Gelegenheit gehabt zu Lebzeiten seines Vaters, als sie beide Leinwand zum Verkaufe ins „Krobotische“ trugen, die Sprache dieses Landes zu hören.

„Weg mit dem Zeug da!“ fuhr ihn der deutschsprechende Anführer an, riß ihm das Joch aus den Händen und warf es in den Stall hinein. „Junge, du gehst mit uns und zeigst uns das wohlhabendste Haus in Lichtenbach oder — ich schieße dich sofort nieder!“

„Oho, ihr Männer“, entgegnete Dianord, „ich habe nicht Zeit, mit euch zu gehen; ich muß eine Fuhr Heu holen, die Mutter wartet draußen auf mich“. Er wollte schon in den Stall, um das Ochsenjoch aufzuheben.

Der eine von den dreier — der Leser wird bereits vermuten, daß es Räuber waren — packte ihn am Halse und hielt ihn fest, während ein zweiter ihm die Pistole an die Brust setzte. Dianord, ein sonst unerschrockener Jüngling, erkannte die gefährliche Lage, in die er geraten, und schrie aus Leibeskräften: „Kabar! Kabar! Laits hauset!“ doch kein Mensch im Dorfe hörte seinen Angstruf.

„Still, Bursche, oder wir erkaufen dich in der Mistlache hier“, drohte der Anführer. Die anderen aber schickten sich an, ihm mit einem Lederriemen die Hände zu binden.

„Ich bin kein Verbrecher“, sprach Lionord barsch, „bindet mich nicht, ich tue, was ihr verlangt, denn ich bin in eurer Gewalt; mein jäher Tod brächte meine sorgende Mutter frühzeitig ins Grab.“

Diese mannhaft gesprochenen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Räuber unterließen das Fesseln und wiesen stumm den Weg, den sie ziehen wollten. Und fort durchs friedliche Dorf gingen schweigend die drei mit Lionord in ihrer Mitte, den „Brunnroin“ hinab, den „Bochn“ — eine Waldschlucht, durchflossen von einem Bach mit lichtem Gestein — entlang bis hinter die Gärten von Lichtenbach.

„Mach keinen Lärm, Bursche! Überfallen uns die Männer des Dorfes, kostet es zuerst dein Leben,“ sprach der Anführer zu Lionord. „Führ' uns ins reichste Haus!“

Lionord blieb stumm; er dachte nur an sein Heu und seine besorgte Mutter. An der Dorflache im „Bochn“ trankte der neunjährige Matthias T. seines Vaters trachtige Kuh. Als er Gorsch Lionord und die drei verdächtigen Gestalten sah, lief er, bleich vor Schrecken, die Kuh im Stiche lassend, ins Dorf mit dem Rufe: Nabara, Nabara! „Matkl, shai schtilla, shichin pin i hin!“ rief ihm Lionord nach.

Hinein ging's ins stille, freundliche Dorf „zan Untergoschparlaisch“. Die Hauswirtin, ein in den 50-er Jahren stehendes Weib, war allein daheim und stand auf der Türschwelle des geräumigen, weißen Hauses. Ihr Mann mit den beiden Söhnen war bei der Mahd in den „Heutoilern“ bei Tanzbüchel, die Tochter beim Heurechen daselbst. Als sie die drei Fremden und Lionord in ihrer Mitte erblickte, hatte sie sogleich eine Ahnung, um was es sich handle, und wollte schnell die Haustür verschließen und sich im Hause verstecken. Doch schon stand der eine Räuber auf der Türschwelle und eilte ihr mit den Worten: „Geld her oder das Leben!“ in die hintere Stube nach. Das erschrockene Weib war in die Knie gesunken und bat mit gefalteten Händen, ihr Leben zu schonen, auf den Schrein hinweisend, der in einer Ecke der Stube stand. Weiter konnte sie kein Wörtlein sprechen.

Der Räuber durchsuchte den geglätteten Schrein und entnahm ihm das ganze Silbergeld, das in einem Strumpfe zwischen den Kleidern darin verborgen war. Nach wenigen Minuten verließ er, ohne ein Wort zu sprechen, das Haus, auf dessen Steinbank sich seine beiden Wache haltenden Genossen niedergelassen hatten, während Lionord vor ihnen stand. Dieser wollte nun nach Kummerdorf zurückkehren, doch die Räuber zwangen ihn, mit ihnen weiter zu gehen.

Binnen zehn Minuten hatten sie Brunnsee erreicht, wo bei „Andrlaisch“ eben ein Hochzeitsmahl im besten Gange war. Es wurde musiziert, getanzt, gesungen und die Hochzeitsgäste waren in frohester Stimmung. Das „Barfgald“ war bereits beisammen, der „Staraschinar“ zählte es und legte gerade alles dem jungen Brautpaar auf den Tisch, als Gorsch Lionord in die Hochzeitsstube trat, dem die Räuber mit vorgehaltenen Pistolen folgten. Welch ein Schrecken für die Hochzeitsgäste, als die Räuber das „Barfgald“ dem Brautpaar mit nichts, die nichts wegnahmen und einsteckten, während Lionord die Gäste bat, sich den „Kroboten“ nicht zu widersetzen, da er sonst des Todes sei. Still, wie sie gekommen, verließen sie nach wenigen Augenblicken das Hochzeitshaus, ohne die Gäste weiter zu belästigen.

Lionord glaubte nun, nach Kummerdorf zurückeilen zu dürfen, doch nein, er mußte weiter ziehen. Bald war die Bande in Römergrund. Vorbei ging es bei „Harbaisch“, wohin die frechen Gesellen einen „vielsagenden“ Blick warfen; es schien, daß sie auch hier etwas holen wollten, doch das Haustor war verschlossen. Und der Straße entlang eilten sie nach Graflinden.

Von weitem hörten sie Gejohle und Lachen. Die ganze Dorfjugend war beisammen; denn ein Barentreiber war mit einem Tanzbären in die Ortschaft gekommen und führte dessen Kunststücke vor. Die Räuber ließen Graflinden links, obwohl sie auch bei „Lindnar Schupponsch“ gern einen Besuch abgestattet hätten. Doch es hätte jetzt zu viel Aufsehen erregt; auch schien es ihnen nicht geheuer; denn hier waren „Grenzer“ oder „Überreiter“, wie sie im Volksmunde hießen, stationiert.

In Unterlag lehrten sie bei „Maysch“ ein, bestellten eine Maß Wein und zahlten ehrlich, um vielleicht in Bälde den verausgabten Betrag hundertfach zurückzuholen. Lionord mußte den stillen Zuschauer der zechenden Räuber spielen, die ihm kein Tröpfchen des edlen Nebenfastes gönnten. Mit den Worten: „Bis zur Kulpa noch!“ forderten sie ihn auf, mit ihnen weiter zu gehen. Es schien, daß die Räuber eine Verfolgung fürchteten und Lionord sollte als Geisel noch weiterhin ihr Beschützer sein.

Bald war Gereut an der Kulpa erreicht. Die drei bestiegen ein Boot und ruderten eilends über den Fluß, Lionord aber machte sich auf den Heimweg; froh, die unheimlichen Gestalten endlich los zu sein.

In Kummerdorf hatte das rätselhafte Verschwinden Lionords das Tagesgespräch gebildet. Niemand aber vermutete, daß ihn eine Räuberbande als Geisel gefangen genommen hatte. Seine Mutter jammerte und weinte um ihren einzigen Sohn und die Nachbarn hatten sich in ihrem Hause versammelt, um sie zu trösten, so gut sie konnten; auch hatten sie ihr Heu aufgeladen, heimgeführt und unter Dach und Fach gebracht.

Es war bereits dunkel geworden. Die Nachbarn waren noch bei „Gorsch“ beisammen und schickten sich an, einander „Gute Nacht“ zu wünschen, als Lionord in die Stube trat. Welch freudige Überraschung! Lionord erzählte ihnen, wo er heute gegen seinen Willen gewesen war und wie es ihm ergangen. Sein Leben lang werde er an diesen Sommertag denken. „Und nun Mutter, schnell zu essen her; denn Hunger und Durst quälen mich sehr“.

Daß in früheren Jahrhunderten wiederholt Räuberbanden über die Kulpa kamen und besonders in den Dörfern des Gottscheer Unterlandes plünderten und raubten, daß sie sich fast auf jedem Raubzuge Männer oder Burschen, ja nicht selten auch Weiber als Geisel aussuchten, die ihnen bis zu besagtem Flusse Gefolgschaft leisten mußten, ist eine unbestrittene Tatsache.

Aus gleichem Anlasse wurde auch am 15. August 1821, an welchem Tage nahezu die gesamte Bevölkerung Gottschees am Kirchweihfeste in Mitterdorf teilnahm, der damalige herzogliche Verwalter Herr Josef Regnard von einer Bande, die Eingang in das Schloß begehrte, den ihnen Regnard verweigerte, kurzerhand niedergeschossen. Bis in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gab es wirkliche Räuberbanden.

In Lichtenbach zeigte man noch vor einigen Jahren an dem Hause Nr. 11 die Schießarten, woraus auf die belagernden Räuber geschossen wurde.

## Gottscheer Rätsel.

Von + Schulrat Josef Bergsoll.

Ernst, nur allzu ernst ist unsere Zeit. Die Stirne tief gefurcht, hat sie beinahe verlernt, was Heiterkeit und Fröhlichkeit ist. Und doch, was hat uns denn Mutter Natur gegen die Mühselgkeiten des Lebens Besseres gegeben als das Lachen? Was hätten wir arme Schelme vom Leben, wenn wir nicht ab und zu frohen Sinnes und munteren Geistes unsere eigenen Schwächen und Torheiten belachen und bewigeln dürften! Ein froher Gesichtsausdruck, eine heitere Stirne, helle Augen, ein lächelnder Mund erheitern wie ein schöner Tag. Herzliches Lachen zeugt von Seelengesundheit, Frohsinn ist des Daseins Balsam, Komik des Verstandes Ritzel, Witz des Geistes Feuerwerk, Humor des Lebens Würze.

Mutterwitz, Saune und Humor zeigen sich insbesondere auch im Rätsel, das einmal jemand die Jugend des Witzes genannt hat. Ist ja doch das Rätsel uralt und vielleicht schon an der Menschheit Wiege gestanden. Man denke an das Rätsel des Simsons wie an das der Sphinx; beide zeugen von der Kindheit des Witzes ihrer Zeit. Indem das Rätsel den Gegenstand dunkel und bildlich umschreibt, fordert es Scharfsinn, Witz und Nachdenken auf den Plan. Es ist daher auch beim Volke beliebt und manche noch gebräuchliche Volksrätsel sind uralt. Auch derb kann es sein, das Rätsel und manchmal steckt der Witz darin, daß es uns unseren Witz umsonst versuchen läßt; das sind die sogenannten Aufstizer. Ist man in der rechten Stimmung, dann belacht man eben alles; man lacht zuerst über den Aberwitz und das dumme Zeug, dann über sich selbst, man lacht und — verdaut dabei gut.

Deutsche Volksrätsel finden sich zuerst in einem Büchlein von 1505 gesammelt, welches unter dem Titel „Räterschbüchlein“, „Reterbüchlein“ späterhin wiederholt nachgedruckt und überarbeitet worden ist. In neuerer Zeit sind in den verschiedensten Gauen Deutschlands Rätsel gesammelt worden; eine sehr reichhaltige Sammlung enthält Simrocks deutsches Rätselbuch (gegen 1400 Rätsel). Die Rätsel des Gebietes von Gottschee sind bisher noch nicht gesammelt, ja unseres Wissens sind davon noch nicht einmal Proben veröffentlicht worden. Vor einigen Jahren hat Herr Oberlehrer Josef Perz, gegenwärtig Schulleiter in Diefelseld, damals Lehrer in Dichtenbach, als eifriger Sammler von volkstümlichen Liedern und dergl. bestens bekannt, dem Schreiber dieser Zeilen eine Auswahl von volkstümlichen Gottscheer Rätseln (50) zugesandt. Da der Gegenstand für manchen Leser nicht ohne Interesse sein dürfte, sollen dieselben nun, soweit sie nicht allzuderber Art sind, hiemit veröffentlicht und besprochen werden.

Wie Professor Hruschka („Das deutsche Rätsel“ in Nr. 91 der „Sammlung gemeinnütziger Vorträge“, herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag) ausführte, ist das Rätsel zunächst in die Form der Beschreibung gekleidet. Natürlich werden dabei nicht alle Eigenschaften aufgezählt

— da wäre die Lösung ja zu leicht —, sondern nur die besonders hervortretenden. Unbekannt sind z. B.:

Oben spizig, unten breit  
Durch und durch voll Süßigkeit. (Zuckerhut.)  
Erst weiß wie Schnee,  
Dann grün wie Klee,  
Dann rot wie Blut,  
Schmeckt allen Kindern gut. (Kirsche.)

In Gottschee haben wir z. B.:

Roat nidar, grün auf, plub plüan, gal drauf. (Flachs.)  
Hoach bis a hausch, bintschigo bis a mausch, schiß (süß) bis henig, paifn  
bis pach. (Walnuß.)  
Im holda (Walde) galkobn, ahoime gezogn, in dr mitta shugat's (sagt es)  
„ihahal“ (Sieb.)  
Wenn (Wenn) mon zuhin tat, brt's (wird's) kleanor (kleiner), benn mon  
begnimmet (wegnimmt), brt's greaßor. (Grab.)  
Galochat unt gaprutn (gebraten), ja affn (essen) is's et. (Wurstspieß.)  
's ischt et a ninne, 's ischt et amuar. (Fenster.)

Sehr beliebt, auch in Gottschee, ist der Vergleich in den Rätseln. Die leb-  
hafte, gestaltende Phantasie haucht dabei leblosen Wesen Leben ein und stattet sie mit  
Eigenschaften aus, die Menschen oder Tieren eigen sind. Besonders hübsch, viel-  
gestaltig und entsprechend sind z. B. die Rätsel vom Ei:

Ich hab an an weißes Türchen geklopft,  
Da kam ein gelbes Paterchen heraus. (Ei.)

In einem kühneren Vergleiche heißt es vom Ei:

Kommt ein Lonn von Engelland  
Ohne Boden, ohne Wand  
Ist zweierlei Bier drin.

Dieses Rätsel findet sich fast wortgetreu auch in Schweden. Im Nargau lautet  
so ein allerliebstes Ei-Rätsel:

's ist e chlis (kleines) Chlösterli (Klosterlein),  
doch geht kei Türli dri  
und auch kei Fensterli,  
was mag's echt (wohl) si?

Das Gottscheer Rätsel vom Ei klingt an das zweite oben mitgeteilte an, nur  
haben wir statt des Bieres, das in früheren Zeiten in Gottschee ziemlich unbekannt  
gewesen sein mag, den Wein:

In uain (einem) woffr (Fasse) ischt zbuairluair (zweierlei) bain.

Weitere Vergleichsrätsel sind z. B.:

A schtuainain (steinernes) dirndle trugot as (aus) a helzain (hölzernen) gruabn af an aischr-  
lain (eisernen) parg (Berg) boftr (Wasser). (Weßstein, Kumpf, Senfe.)

A holai müster, a pudlatr (budliger) vuatr, ugschtrainait's kindr. (Stampf.)

A durror vuatr, a grünai müatr, kugalatai (kuglige) kindr. (Weinstock.)

Sonst erscheint in Volksrätseln gewöhnlich die Weinrebe als die grüne Mutter,  
ihre goldene Tochter ist die Traube, der spießbedige Bräutigam aber ist der Weinpfahl.  
Nett und sinnig ist das bekannte Rätsel vom Brief:



Auf dem weiten See  
Schwimmt eine rote Rose;  
Wißt du die schwarzen Fische sprechen,  
Mußt du die rote Rose brechen.

Einem ähnlichen Gedanken begegnen wir im folgenden heimischen Rätsel:

A baifr aër, s'burz gəshənət (gesät), a baifr monn, bear guət shənən konn.

(Papier, Schreiber.)

Noch einige andere:

An aishrelain hüntle (Hündchen) kulət in a helzaindr gruəbn. (Brotshere.)

Biar (vier) vragn (Frauen) lasnt uain anonder noch unt mögnt shi (sich) et drəbischn.  
(Die vier Wagenräder.)

A vragə schteat af mittr schtuəbn unt schagət (schaut) zə oll viər vanschtr (Fenster) af a vuərt (auf einmal) außar. (Vaterne.)

Benn's hungrig ischt, is schtilla, benn's shott (satt) ischt, sho (so) rearət's. (Bratpfanne.)

Benn's ahin geat (geht), reətət's də hoərn (Hörner) huaim, benn's hoim (heim) geat, reətət schə's (sie's) hintsch (zurück). (Pflug.)

An aishrelain hüntle zischət durch a zäunle a penzle. (Nadel mit Faden.)

A krumpai (Krumme) dirn trugət boffr. (Dachrinne.)

Biar hüntlain kulənt in a helzənai gruəba. (Die vier Zigen des Euters.)

In geat's golat, außar geat's huətat. (Brot im Backofen.)

Biar vragn schteant untr uain huətə. (Tisch.)

Duchallai (immer) vriffət's (frißt es) unt duch is durra. (Haken im Schuppen.)

Der Schornstein erscheint im Rätsel gewöhnlich als das Männchen, das auf dem Dache sitzt und ein Pfeisichen Tabak schmaucht. Hierzulande haben wir ein anderes Schornsteinrätsel:

Shummr (Sommer) unt hinter vriffət's, duch is hungrig.

Bei vielen Rätseln wird die Lösung dadurch so viel als möglich zu erschweren gesucht, daß man einander widersprechende Eigenschaften hervorhebt, z. B.:

Es geht und geht schon immer fort  
Und kommt doch keinen Schritt vom Ort. (Uhr.)

Dem entspricht in Gottschee:

's geat und geat und kimmət et baitar.

Schicht (Sieht) man's, sho klaubət mon's et auf,  
shicht mon's et, sho klaubət mon's auf. (Taube Nuß.)

Zu den Aufzählern gehört:

Bai (warum) geat dr huəshə (Hase) übrn parg (Berg)? (Weil er unten nicht durch kann.)

Ein Rätsel mit doppelstinnigem Wort ist:

Beldr (welcher) knacht hot nisch a libai? (Der Stiefelknecht.)

Allgemein bekannt sind endlich mancherlei biblische Rätsel, z. B. das vom ersten Dichter (Nebel), von den ersten Sodawassertrinkern (Amalekiter, so da Wasser tranken), von Heiligen (z. B. Andreas) u. s. w. Ähnliche treffen wir auch bei uns:

Beldr hailigr hot am maiftn zendə? (St. Simon mit der Säge.)

Dann ein paar Rätsel, die sich auf die Kirche beziehen:

Buəs (was) bar (wäre) et noat in dr kirchə? (Das Dach über der Kanzel.)

Bear kimmət amerischt in də kirchə? (Der Ton des Schlüssels.)

Bear geat af'n kopsə in də kirchə? (Zweck im Schuh.)

Schonungslos pflegt das Rätsel zumeist Wirte, Müller und Frauen zu behandeln, besonders letzteren gegenüber besleißt es sich oft einer ausgesuchten Bosheit. In den uns mitgetheilten Gottscheer Rätseln finden wir jedoch nichts derartiges.

## Der Geierbraten.

Von Wilhelm Eschinkel.

Es war ein heißer Sommertag. Die Sonne brannte glühend auf das Dörfchen Unterlag hernieder. Die goldene Kugel auf der Turmspitze funkelte wie lauter Diamanten und Edelsteine. Himmlischer Friede lag über dem Dörfchen. Die Leute hatten mit dem Einbringen des Heues alle Hände voll zu tun, die Hausfrauen standen am Herd und kochten das Mittagessen für das Gefinde. Die Turmuhr verkündete gerade die elfte Stunde.

Hinter der Mauer des Pfarrhofes stand der Pfarrer des Dorfes, ein Mann von kaum 30 Jahren, mit dem Gewehre in der Hand und blickte unablässig gegen den Himmel. So überhörte er es denn, wie ein sauberes Mädchen durch die kleine Gartenpforte schlich und zu ihm sprach: „Herr Pfarrer, unser Vater läßt Euch sagen, daß morgen zwei noble Herren aus der Stadt zu uns kommen, und es würde ihne freuen, wenn Ihr morgen zum Mittagessen auch zu uns kämet.“ Der Pfarrer antwortete: „Ich lasse den Vater schön grüßen und werde pünktlich kommen. Doch jetzt störe mich nicht länger; ich warte auf den Geier, der sich jeden Tag um diese Zeit ein fettes Hühnlein holt.“

Das Mädchen grüßte artig und war bald wieder hinter der Mauer verschwunden. Wieder starrte der Pfarrer zum Himmel empor. Und siehe da! Gerade über seinem Kopfe kreisten zwei mächtige Geier. Schnell trat er in den Schatten der Linde zurück, erfaßte das Gewehr und zielte. Ein Knall und der eine Geier fiel gerade vor ihm zu Boden. Ein zweiter Schuß krachte und auch der zweite Geier stürzte neben der Kirche auf dem Dorfplatze nieder.

Die Schüsse hatten Leben ins Dorf gebracht. Von allen Seiten liefen die Leute herbei und jeder bewunderte die prächtigen Raubvögel. Besonders die Frauen waren über das Ereignis sehr erfreut, sahen sie doch die unersättlichen Räuber ihrer Hühnerwelt tot vor sich liegen! Der Mesner des Dorfes, der als einer der ersten zur Stelle war, hob bald den einen, halb den andern prüfend in die Höhe, breitete ihnen die Schwingen aus, daß sich die Kinder schier fürchteten.

Ohne erst einen Auftrag abzuwarten, holte er einen langen Stock herbei, band die beiden Habichte daran, daß sie zu beiden Seiten herabbaumelten. Schließlich nahm er den Stock auf die Schulter und schritt gemächlich durchs Dorf. Die Leute wußten, was das zu bedeuten habe. Als er nun vor jeder Haustür stehen blieb und ihnen die Schädlichkeit der Geier recht anschaulich schilderte, da trugen die Frauen in ihren Schürzen Eier herbei und legten sie in einen Korb, den der Mesner mitgebracht hatte. So erfordert es der Brauch. Als er seine Runde beendet hatte, war

ber Korb gupf-voll und die Pfarrersköchin, die die Eier in Empfang nahm, wünschte sich im Geheimen recht viele Hühnergeier.

Nun aber hatte sich einmal im Wirtshaus ein Witzvogel den Spaß erlaubt und behauptet, daß das Fleisch des Hühnergeiers ausgezeichnet schmecke, besonders aber sei die Suppe davon von unübertrefflicher Gülte. Der Pfarrer, der das Gespräch belauscht hatte und es für bare Münze nahm, wollte es jetzt auf einen Versuch antommen lassen.

Bei seiner Köchin, der er seinen Wunsch äußerte, kam er jedoch schön an. Sie habe noch niemals von Geierbraten und Geiersuppe etwas gehört, erklärte sie kurz und bündig. Solches Ungeziefer habe sie Zeit ihres Lebens noch nicht gekocht und werde es auch jetzt nicht tun, eher gehe sie aus dem Dienst.

Bei der Wirtin des Dorfes erging es ihm nicht besser. Es kam ihr fast übel, als er ihr von einer solchen Zubereitung sprach.

Da versuchte der Pfarrer bei der Frau Lehrer sein Glück. Auch hier hätte er sicherlich taube Ohren gefunden, wenn nicht der Lehrer, ein ebenso gewandter Jäger wie geliebener Spasmmacher, auf den Vorschlag eingegangen wäre. „Ja“, sagte er, „Herr Pfarrer, morgen zu Mittag sollt ihr Euer Süpplein und Euren Braten von den beiden Geiern haben. Ich selbst will die Zubereitung überwachen und meiner Frau die nötigen Weisungen geben! Der Pfarrer war damit zufrieden und ging fort.

Am nächsten Tage hatte die Frau Schullehrer eine frische Henne in den Topf getan, und als der Pfarrer gleich nach dem Mittagläuten ins Haus trat, da stand die dampfende Schüssel schon auf dem weißgedeckten Tische. Bald saßen die drei um den Tisch und ließen sich die „Geiersuppe“ schmecken.

Der Pfarrer nahm sich drei Teller voll, denn er beteuerte, noch niemals eine so schmachhafte Suppe gegessen zu haben. Nach jedem Teller sang er ein Loblied auf die vortreffliche Geiersuppe und die gute Köchin, die so ausgezeichnet zu kochen verstünde. Er aß mit einem solchen Eifer, daß ihm der Schweiß auf die Stirne trat und er sich wiederholt mit seinem bunten Sacktuche abwischen mußte. Beim vierten Teller Suppe zog er zufällig mit dem Sacktuche seine Schnupstabsdose aus der Tasche und der Schnupstabsack fiel in die Suppe. Da fuhr er zornig auf und schimpfte gar fürchterlich, daß er wegen der vermaledeiten Schnupstabsdose um den vierten Teller Suppe gekommen sei.

Nun brachte die Frau Lehrer die gekochte Henne auf den Tisch. Der Herr Pfarrer, in dem guten Glauben, es sei ein gekochter Geier, pries das schmachhafte Fleisch des „Geiers“ in allen Tonarten. Hühnerfleisch sei nichts dagegen, meinte er in seiner Eglust und legte sich immer wieder ein Stück auf den Teller. „Ja, wenn einmal der Herr Dechant kommt, will ich ihn mit Geiersuppe und Geierfleisch bewirten.“

Das Lehrerpaar aß auch wacker mit und bestätigte das Urteil. Dabei konnte sich der Lehrer des Lachens kaum erwehren. „Wie gut wird erst der gebratene Geier schmecken“, sagte er, um sein Lachen zu verbeißen.

Da kam schon die Frau Lehrer und stellte den gebratenen Geier, als Wildbret zubereitet, auf einem großen Teller auf den Tisch. Das Lehrerpaar behauptete, sich bereits satt gegessen zu haben. „Greif' nur tüchtig zu!“ sagte der Lehrer, als der Pfarrer den Braten von allen Seiten beguckte. Darauf der Pfarrer: „der Braten

dustet ganz angenehm, nur sieht er etwas unappetitlich aus.“ „Ach, das macht nichts, wenn es einem nur schmeckt“, versetzte darauf der Lehrer.

Da nahm der Pfarrer etwas zaghaft Messer und Gabel, schnitt sich ein Stück vom Geierbraten ab und steckte es in den Mund. „Da hat mir der gekochte Geier besser geschmeckt“, fuhr er nach einer Weile fort. Dabei kaute er recht hoch, als ob er eine Distel im Munde hätte. Er kaute und kaute und versuchte es, den zähen Bissen hinunterzuwürgen. Als ihm das trotz aller Anstrengung nicht gelingen wollte, warf er das gekaute Fleisch seinem Hunde vor, der neben ihm lag.

Dieser beschnupperte das Fleisch, zog den Schwanz ein und wollte zur Türe hinaus. Als er diese verschlossen fand, war er mit einem Sage beim offenen Fenster draußen und lief auf den Kirchbüchel, wo er sich niederlegte. Der Pfarrer fand diesen Vorgang seines Hundes etwas sonderbar und rief aus Leibeskräften: „Wirst herein geh'n, Nero!“ Doch der Hund rührte sich nicht von der Stelle. Offenbar fürchtete er, das stinkende Fleisch fressen zu müssen.

Auch der Pfarrer hatte nun genug. Er nahm Hut und Stock, dankte freundlich für das Mittagessen und schritt zur Türe hinaus.

Gleich darauf kam die Wirtin des Dorfes mit zwei Hühnlein unter dem Arme dahergelaufen und bat die Frau Lehrer, sie möge doch so gut sein und die zwei Hühnlein für die fremden Herren aus der Stadt zubereiten. Sie selbst habe heute keine Zeit und sei auch zu wenig in die Kochkunst eingeweiht, um für so noble Herren zu kochen. Der Lehrer nickte zustimmend mit dem Kopfe und hieß sie in einer Stunde wieder kommen, bis hin würden die Hühnlein fein gebraten sein. Hoherfreut schritt die noch junge Frau zur Türe hinaus, nachdem sie vorher versprochen hatte, der guten Frau Schullehrer nächstens ein Duzend Eier zu bringen.

Raum war die Tür ins Schloß gefallen, da rieb sich der Lehrer vergnügt die Hände, trat ans Fenster und blickte mit sichtlich Befriedigung der Frau nach. Endlich waren die beiden Stadtherren, denen er schon seit langer Zeit nicht grün war, in sein Garn gelaufen und nun wollte er ihnen ordentlich heimzahlen. Der eine Herr, ein Advokat, hatte ihm nämlich einmal einen Prozeß durch seine Laune verloren, der andere ihn wegen Übertretung des Wasserpatentes zu einer Strafe von 20 K verurteilt. Heute war Zahltag!

Schnell mußte seine Frau den gebratenen Geier zerlegen, fein säuberlich auf einen Teller legen und mit einem reinen Mundtuch zudecken. Die beiden Hühnlein wanderten in den Hühnerstall. Als die Wirtin nach einer Stunde nach ihren Hühnlein sah, ward ihr der stark duftende Geierbraten als Hühnerbraten ausgefolgt.

Inzwischen hatte sich der Herr Pfarrer im Wirtshause eingefunden und am Tische der fremden Herren Platz genommen. Er hatte gerade von der guten Geiersuppe und dem schmachhaften Geierfleisch erzählt, da trat des Wirtes Töchterlein ins Zimmer und bedeckte für die drei Herren, den Herrn Pfarrer inbegriffen, auf. Als dieser aber den bekannten Braten austragen sah, drohte sein Magen, sich umzudrehen, und er beteuerte, daß er bereits zu Mittag gegessen habe; dabei rückte er seinen Stuhl recht weit vom Tische weg. Sonst aber ließ er kein Wörtlein verlauten, um den Herren den Appetit nicht zu verderben.

Diesen fiel zwar die dunkle Farbe des Bratens auch auf und sie tabelten die Zähigkeit des Hühnleins, aber schließlich verlangte doch der hungrige Magen seine

Rechte und der Geierbraten wurde auf das letzte Stücklein aufgezehrt. Sie wischten sich zum Schlusse mit dem Mundtuch den Mund ab und empfanden einen Nieseburst. Der Wirt mußte einen Biter Wein nach dem andern holen und die fremden Herren sprachen seinem „Maierler“ ordentlich zu. Die Folgen blieben denn auch nicht aus.

Während die Herren im Extrastüberl saßen und sich an Speise und Trank gütlich taten, setzte man dem Kutscher im Gastzimmer eine magere Einbrennsuppe mit Kukuruzbrot und einen sauren Apfelwein vor. Ärgerlich über die schlechte Bewirtung, legte er den Löffel beiseite und ließ auch den Apfelwein unberührt. Da erinnerte er sich, daß der Schullehrer ein Verwandter von ihm sei. Daher machte er sich denn auch auf den Weg zum Schulhause auf und klopfte an die Zimmertür. Ein lautes „Herein!“ hieß ihn eintreten.

Das Lehrerpaar saß gerade bei Tische und lachte noch über den gelungenen Scherz. Der Verwandte aus der Stadt wurde freundlich empfangen und mußte über die Neuigkeiten in der Stadt berichten. Als er aber von seinem großen Mittagessen und der reichen Mahlzeit der fremden Herren erzählte, da eilte die Frau Lehrer in die Küche und brachte auf einem Teller herein, was vom Mittagstisch übrig geblieben war. Der Teller war mit Hühnerfleisch und Gemüse so voll beladen, daß er kaum darüber hinwegsehen konnte. „Gesegne es Euch Gott!“ sagte die Frau Lehrer, „es ist nicht viel, was wir Euch geben können, aber das Wenige kommt vom Herzen!“ Er ließ es sich denn auch nicht zweimal sagen und sprach dem Essen recht tüchtig zu, nicht ohne neuerdings über seine schmutzigen Fahrgäste loszuziehen. Da rutschte es dem Herrn Lehrer unwillkürlich heraus, daß die Herren im Extrastüberl heute statt des vermeinten Hühnerbratens einen stinkenden Geierbraten verspeist hatten. „Aber reinen Mund halten!“ sagte er beim Abschiede zum Kutscher.

Als die Herren gegen Abend in ihrer Kutsche davonsuhren, da waren sie kreuzfidel und stimmten gleich hinter dem Dorfe ein lustiges Studentenliedlein an. Doch bald sollte ihr Gesang verstummen. Den Kutscher, der auch etwas zu tief ins Glas geschaut hatte, wurmte es, daß die Herren heute gegen ihn so knauserig gewesen waren; er wollte es ihnen heimzahlen und fragte sie deshalb schadenfroh: „Wißt Ihr, meine Herren, was Ihr heute zu Mittag gegessen habt?“ — „Ein Hühnlein wird's gewesen sein“, lachte der eine der beiden Herren, dessen Gesicht besonders stark gerötet war. „Nein, ein Geierbraten war's“, plakte der Kutscher heraus.

Die Herren machten ungläubige Gesichter, bis ihnen der Kutscher haarklein erzählte, welche Bewandnis es mit dem Geierbraten habe. Dann freilich fing es an, in ihrem Magen gar verdächtig zu wühlen und zu rumoren. Der Kutscher mußte halten und die beiden Herren stiegen aus. Als sie nach einiger Zeit die Fahrt fortsetzten, da brumnten ihnen die Köpfe gar fürchterlich. Zwischen Römergrund und Reintal schliefen sie endlich ein.

Als sie der Kutscher spät am Abend auf dem Hauptplatze aus dem Schlafe rüttelte, da fragte der eine seinen Nachbar: „Nun, wie geht es Dir?“ — „Herzlich schlecht“, gab dieser ihm zur Antwort. Die heutige Fahrt will ich mir merken, solange ich lebe. Unterlag soll mich nie wieder sehen!“ — „Mich auch nicht!“, bestätigte der erste. „Gute Nacht!“ — „Gute Nacht!“ klang es zurück.

## Bis Lukn Peatr unt Shain Greal da hilfa von puadar Treiz hont goprachet.

Von Georg Erker, Oberlehrer i. N. in Mitterdorf.

In autn zaitn hots in inshe huaimaitlain geshuntai, karnigai laits gabn. Vr da beanign kronkhaitn, dis mon dennar hot gekenn, ischt dr puadar Treiz in dr shtott genuak gaban. Dar hearr ischt bol epof schpears mit'n laitsn ummagagean, hot ubr guat kenn haufn. Ar hot in drainvirzig juern a insheba laits, da schprucha, ubr a olla huaimischn kronkhaitn bis a lukatn groschn gekenn. 's rezept hot pai imon lai vier groschn, 's kopflaischhegn venva, unt 's uadrluahn shefsch groschn galojchtat. — Schon dennar hot's huaimischa unt vrema kronkhaitn gabn. Huaimischa kronkhaitn hent naindrluas gaban: 1. Da uandbart odr bilbnaisch, 2. 's raibint odr buaichpaucha, 3. 's heripaucha odr vrchtopsaita, 4. 's romatischa, 5. dai hiziga kronkhait, 6. dr pauchschilling, 7. dai gallopirinta unt dai hungriqa aufzearung, 8. 's shtachinta, 9. da bohrsucht. Da kindr hont oftain ajen<sup>1</sup> pakam. — Vrema kronkhaitn hent lai zboa gaban, da pluten unt da kollara. Pai peadr hot shi a dr puadar et racht aufgekennet. Ar hot shi von drbischon gaweacht, bis dr Tjovl von kraizn. — Vr olle huaimischn kronkhaitn hont a huaimischa mittl geholfen, benn et, hot mon 's bohr ze Schauknduarfar, ze Raivnitgar odr guer ze Sheishnpargar schintlarin geschikat. Pai dan hots lai a groschn galojchtat unt mon hot ollrhont tee unt oftain a huntisshettin pakam. Hont olla huaimischn mittl et geholfn unt hent a da schintlarinnen et near geschait genuak gaban, hent da laits earscht zen Treiz in da shtott gagean. — Dar hot aufgevruait, buaz vr mittl shai schon hont goprachet, hot ubr a a jedn rachtgeschoffn geschpottat, benn ar pai imon v'rpai za a schintlarin ischt gagean. — Bis muenihon, hot dr puadar a Lukn Peatr unt Shaindr Greal guat geholfn. Drvon bill i ai drzel.

Lukn Peatr, a shtuarke, kearnige monn, hot abak af da hiza a schlechtn bain getrunkn unt hot shi 'n muga vrkischtat. Olla huaimischn mittl: bermait, hearmon<sup>2</sup>, taushntreaslain hont nisch genuzet. A da Schauknduarfarin unt da Raivnitgarin hont et kenn haufn. Dai uains hot gamont, 's mugnpuain ischt aufgeklegt odr guer geprochn. Dai ondr shugot, ar hot in fromm in mugn unt dar hot shi schon ins kluaia gepinz galait . . .

<sup>1</sup> Masern.

<sup>2</sup> Schafgarbe.

„Beatr, gea zæn puabar, sho longa 's noch zait ischt! I beßait et, ben du scharbaischt, bu sho gahs an ondrn harzänam. I kennait et aus ibrshahn,“ shugat da Greatl. Da beatr: „Bu gahs an ondrn harzänam“, hont 'n Beatr bis a haifhlatai katfchs gepißen. Burt an ondrn tok schponnat ar in praindl in unt vuarat zæn puabar. Schon um shibmai kimmät ar in da shtott, kearat pai „Hardain“ in unt geat zæn puabar.

„Griß Gott, hearr Treiz! Kronk pin i“, shugat dr Beatr. „So, wo fehlt's denn?“ — „Jo, hearnshai, da Schaukduarfarin shugat, 's mugnpuain ischt hin, da Maidnigarin mont, dr kromm ischt in mugn unt hot shi ins kluaids gepinz galait.“ — „Sie verfluchter Kerl! Waren Sie schon bei der Schalkendorferin und bei der Reifnigerin, gehen Sie noch zur Seisenbergerin um Kofstübdelsaft! Ich kann Ihnen nicht helfen. Krepieren sollen Sie!“

Sho tonndt n dr puabar uan. Gonz paschtrummaitr, bis mon da hiandr 's proat hiatu genom, shugat dr Beatr: „Bit guar shean hearr Treiz, lai dan bat haufat mir noch! Nimmemear gean i zæ a schintlarin.“ „Soll sein. Aber genau befolgen, was ich Ihnen auftrage! Im Weintrinken müssen Sie Maß halten und dürfen nur gemischten trinken. 24 Pulverl. Von diesen müssen Sie jeden Tag 3, u. zw. je eins in der Früh, mittags und abends im Wasser einnehmen! Wohl verstanden?“ „Jo, hearnshai, jo.“ — Dr Beatr nimmat's rezep, gait vier gröschu hin, shugat „Böhiet Gott!“ unt geat in da potek. Urbonsch Joschl von Klinglduarf ischt dennar potekar gaban.

Dr Beatr kimmät zæn potekar unt shugat: „Güatn muarn Joschl! Shai sho guat unt moch mir a güatai hilfs af doß rezep!“ Urbonsch Joschl schagat 's rezep uan unt shugat: „Wein laß Beatr! A güatai hilfs konn i dr af doß rezep et moch, ubr haufu br's, benn du volgäsch, bis dr puabar hot gahuaißu. In a schund br's verit.“ Dr Beatr geat drbail zæ „Paiarsch Josshain“ unt trinkt a haubai Maidrelar. Dr kafat ar pain Shöt labr unt shol vr a virvoß<sup>3</sup>, pai dr Hovarmichlin a zantle vr da Greatl unt geat in da potek um da hilfs. Pai „Hardein“ schoffet ar noch a faitl uan, schponnat n praindl in unt vuarat schorf huain.

An ondrn tok zaitlich in dr vris shteat dr Beatr auf. Ar legat shi uan, krepfät da höshu auf unt geat puarvaß auß. Ar kimmät ubr polbain bibr, legat de schuahn uan unt geat af da uerbait. Vuar dr jaishn zishat ar da schuahn ub unt vrschbindat bibr. Schubaisch tat ar's glaihs. Sho olls tuga drai verta. Bis da Greatl doß pamerktät, denkät shi: „Ai, dar peasha, bu nar geat main Beatr olls tuga sho gahs puarvaß mit aufgokrempfain höshu hin?“ Shu paßat mon noch unt shihat, daß ar in da locke hintren shtubl geat. Dort nimmat ar pshent a pulverle af a mazlain, mochät's auf unt schitat's ins maul. — Nus shmität unt brücht ar. — Ar schitat in kopf. Da zahn tollnt mon uhar. — Ar vrizshat's gashicht. — Ar teschirt mit 'n viaszn atin boßr. — Da Greatl schagat pai dr schuadbluñ außu unt sflugat da hente ibrn kopfs zænondr. „Teishich gäm insch! Dr Beatr ischt narrisch geruät!“ Völl schrod lasät shi zæ glaihn viaszn ins hausch. Bis dr Beatr gonz birvlig<sup>4</sup> puarvoßr hintreshin kimmät, shugat shi: „Gott shai gämar, Beatr, buasß traibäsch du? Bishät du narrisch?“ „Haut dain lais! Buasß boscht du? Dr puabar hot gahuaißu, da hilfs in boßr in-

<sup>3</sup> Borfuß, Vorschub.  
<sup>4</sup> schwindlig.

zänam. I muß volgn. — Güat, daß br hintren shtubl shauberscht a locke hobn unt i et bait prach zæ gean, 's tat m'r güat, i pin a schon peffar, lai vrbommlisch hantig is unt kradlich inzänam. I bring 'n helliment kumar ugn.“ — „No lai gedulb Beatr, benn's lai hilfsät,“ treaschtät in da Greatl. — Ar hot a ollstuga a muasß gemischait, a haubai roatn unt a haubai baißn Maidrelar getrunkn unt akorat hot's gähöln.



Bis schon östain da kronkhait, benn shi in a hausch kimmät, et lai pai uaimon plaißat, ischt's a pai Lukt gaban.

Epoß ibr a muenait drkontät gahs da Greatl. Da baibr lasant zænondr. Da mearischtn shugnt: „Da Greatl hot da bildnaisch.“ Shai ruatent ollrthont huamischai mittl unt risänt a da poplmuem<sup>5</sup>. Obr dai schitat lai 'n kopf unt shugat: „Dai kronkhait sflugat et in main foch. Et pozat ollrthont, schidän tat pshent zæn puabar! Da bildnaisch kennait af da lungl obr afs harz sflugn. Benn obr dr pluschpant obr 's harz shtean plaißat, redät shi dr menisch auß. Ar tat lai noch a gin, unt ischt — hin.

<sup>5</sup> Sebamme.

Dr Beatr brüllupfät. Ar legat pähent 's vaiertugains gebont uen, schponnat in praindl in unt vuuret tropp in da schtott um en puodar. Voarn hausha pintet ar in praindl uen unt lafet ihr da schtiagen. „Pitt guar schean hearr Treih, geat lai pähent zo main bar autn! Shi hot da bildnaisch unt i hon shuargä, daß ir's af da lungl, obr af's harza shlugat. Otr kennait shi shi gahä außreckn. Dr puodar geat. — Shai vuurent tropp unt klopp, sho daß dr praindl von lautr shbize vellig a schimml ischt geruutn. Huaimvuurints vrugat 'n dr puodar, ob shain hilfa pai imon hot gabirket. „Jo, hearnshai, i hon atorat gevölgat unt pin olls tuga brai verto puervoß in inshe locke gogean unt hon dort da hilfa ingenomm. Vain hon i a lai a haubai roatn mit a haubai baifn Maierlar gemischet unt sho mäzig getrunkn. 's hot mr guet gatuon. I donk ai racht schean!“ — „O Sie verdammt Trottel! Sie Schafskopf! Sie hätten doch jedes Pulverl in einem Löffel voll Wasser und nicht in der Lache einnehmen sollen. Wein habe ich Ihnen nur wenig mit Wasser gemischt empfohlen. Krepiereu sollen Sie!“ Dr Beatr traust shi et mear zo marn. — Shai kamant huaim unt geant gahä in da schtüba. — „Schnell ein Fenster auf, die Vorhänge weg, damit ich die Kranke sehe!“ riefet dr puodar. „Jo hearnshai, du pin i du,“ marät shi da Greatl. Dr puodar geat zen pettn. Dai Lüdn ischt mit meararn kölrn unt pelizn züggedekt unt schagat lai a pese außar. Dr puodar graifet da uodr. Ar schagat da jungo, da agn unt da trial uen. Ar kloctet ir af da prüschit unt vrugat: „Frau, wie geh'n die Winde?“ „Feshisch gäm insch, hearnshai! Gescht ischt dr pearbint sho schtuark gogean, daß ar Zuerlsch schtrischarin<sup>6</sup> unt Tozaisch schpatpirpon pain bürzn außgariffn hot. Shoguar Müshaisch kuast hot ar ummägapolat. Kibi, a hetaindr bint ischt schon longa et mear gaban.“ — „Ich frage Sie nicht nach dem Winde draußen, sondern ich frage Sie, ob Sie f. . . . können.“ „Jo, hearnshai, haitz benno tat's an uarentlichn kuill. Ostair vischtat's lai schtilla,“ ompartat shi. „Wie ist Ihr Stuhl?“ vrugat dr puodar baitar. „Buschtaruna! Pähent Beatr, pring a schtuol, daß shi dr hearr puodar a pese nidr shezn konn.“ „Ich frage Sie nicht um einen Stuhl zum Masten, sondern um Ihren Stuhlgang.“ „Schischt du, schal Beatr schpring um an hall schtuol a voar af n gongol!“ „Ich brauche auch diesen Stuhl auf dem Gange nicht, sondern frage Sie, ob Sie sch. . . . können.“ „Jo, hearnshai, — zahä geat's. 's bar jednbact a rasshufä nuat.“ „Können Sie essen?“ „Jo, hearnshai, lai a pese unt boß guet's.“ — „Wenn Sie nicht viel fressen, können Sie auch nicht viel sch. . . . Ist nichts Gefährliches. Ich werde Ihnen eine gute Medizin verschreiben und in einigen Tagen werden Sie wieder gesund.“

Dr praindl mit n schtairerbagnlain hot schon longa gabuertät. Shai shiznt auf. „Hi praindl!“ riefet dr Beatr, gait 'mon a pese zögainarhuber unt 's geat bidr schorf tropp dr purgn zu. Dr puodar schreibet 's rezep unt shugat: „Bevor Ihre Frau die Medizin täglich früh, mittags und abends je einen Eßlöffel voll einnimmt, müssen Sie sie ordentlich „aufbeuteln“, unt zuaigat mit dr hont, bis daß zo mochn ischt. „Wohlverstanden?“ „Jo, hearnshai, jo, daß vrschtean i schon.“ Dr Beatr shugat „Bähät Gott!“ unt geat. Ar lafet af's rezep da hilfa. Nus trinkt ar gahä a haubai, schponnat in unt shizet auf. Voarn roscha mochet ar mitn paitschuschtils pähent noch brai kraizn af n pödn unt shugat: „Gottsch num!“ Dr praindl pökimmät epoß mear

<sup>6</sup> Apffelbaum, der „gestreifte“ Apfel trägt.

zögainarhuber unt 's geat gahä huaimbartsch. — Ahuaim schtellät ar da vloscha hilfa af n tisch unt vrugat: „Greatele, gib i dr vürt a pese hilfa, daß du polbain bidr geshunt brschit?“ „Jo, autr, jo.“ Ar geat zen pettn unt shugat: „In Gottsch num!“ Nus poctet ar Greatlain pain zepfn unt pain uarn, paitlt sha, daß shi zo lautr schtimma schraiet: „O du he-he-he-he-hellapront! a-a-a-ajau, Beatr! billschit du mi hi-hi-hi-hinrich-tn?“ „Schtille shai — autai! dr puodar hot aho gahuaisfn.“ — Ar paitlt baitar, daß Greatele gellmazet bis af n schpißa. Da laita lafant zanondr unt



schpottnt 'n Beatr. Ar ubr schraiet: „Hundertmilliotaushntkasmof mearlain! — 's muß sho shain! Dr puodar hot aho gahuaisfn.“ — Greatele, gonz zvidret, zetrozet unt tamisch von paitlon, hubet shi zuarnig unt shugat: „Et miglain Beatr, daß du sho ruacha mit mir shain konnscht.“ „Dr puodar hot aho gahuaisfn, daß du polbain bidr geshunt baraischt. Auf moch nus dain laiz, otr gib i dr a löfflvoll hilfa!“

An ondrn tof pai zaitn shugat Greatele: „'s brt et mear noat shain, mi sho zo paitln, i pin schon peßar“. Ubr dr Beatr lot shi nisch shugn. Ar poctet Greatlain bidr unt paitlt's, daß es schraiet, bis pain zontprachar. Drauf gait ar ir bidr a lefflvoll hilfa. Sho noch an ondrn tof baitar, piß Greatele an dritttn tof gonz auf-

gäschtean ischt unt s'hi vellig gäshunt hot gəzuagət. „S'hscht bü, schal!“ s'rugət dr Beatr, „racht vrua pin i, doß du bide gəshunt p'ischt. Dr puodar ischt laibar a gəschaitr monn.“

Bis dr Beatr bide in də s'chtott kimmət, p'äegnt mon dr puodar unt vrugət: „Wie geht's? Ihre Frau schon gesund?“ „Jo, hearnshai, s'hi ischt schon guet. I donk racht schean. A pese hubət s'hi s'hi bol noch schpearə unt ischt zuarnig af ai unt af mi, bai ir hot gəhuais'n, s'hai vuarn innam gəhearig aufzəpaitln. Ubr doß hot guet drzuə gehöls'n, doß s'hi s'ho p'ähent gəshunt ischt gəban.“

„O Sie verfluchter Kerl! Ich habe doch nicht geheissen, Ihre Frau „aufzubeuteln“, sondern die Medizin. 25 gebührt Ihnen 14 Tage nacheinander aufs Hinterleder, Sie verdammter Esel, Sie Kalb! Etwas davon will ich Ihnen gleich geben!“ P'ähent nimmət dr puodar s'hain s'chtopp unt maßət mon gəhə drai burmai auf. Də ondrn z'huainz'böngig hot ubr dr Beatr et mear ugəbuertət. — Bis 's tonndrbattr hot doß n Beatr gətroff'n. Ahuainə hot ar ubr drvon nisch drzelət. Greate hot s'hi von dennar nun vuargenomm, et s'ho polbain bide kronk zə gərüatn. Kearn gəshunt hent puadai plibn piß af 'n autn tof. — —

## Heimwärts.

Von Karl Rom, Oberdeutschau.

Heimwärts darf ich wieder wandern,  
Heimwärts in das Land Gottschee.  
Heimwärts! Nur ein einziges Wörtlein  
Und doch nimmt's mir alles Weh.

Hin dort an den Strand der Rinse,  
Die im Tale plätschernd rauscht,  
Hin in meine finstern Wälder,  
Deren Sprach' ich oft gelauscht.

Hin an jene sonn'gen Blätschen,  
Wo ich sprang als kleiner Knab',  
Hin an meinen Mutterbusen,  
Den ich lang verlassen hab'.

Ach, wie fröhlich bin ich heute,  
Alles Leid verslog, entschwand,  
Weil ich wieder heimwärts wand're,  
Heimwärts — ins Gottscheerland.

## Lustige Jagdgeschichten.

Von Robert Hanslmayer.

Die Gottscheer Jagdreviere sind seit jeher bei weidmännischer Behandlung ein Eldorado für jegliches Wild gewesen. Ich selbst kenne diese Jagdherrlichkeiten schon durch beinahe zwanzig Jahre und wußte gar manches selbsterlebte Stücklein zum besten zu geben. Ich will jedoch von meinen eigenen Erlebnissen absehen und lieber von anderen erzählen, welche mehr Anrecht haben, im Gottscheer Kalender verewigt zu werden.

So manche dieser Jagdepisoden wird dem geschätzten Leser vielleicht als Jägerlatein erscheinen, aber wie ein Jäger immer und in allen Situationen schwört, schwöre auch ich, daß alles den reinsten Tatsachen entspricht. Wie könnte man denn auch lügen, wenn es doch seit jeher verboten ist, die Unwahrheit zu sprechen. Wir Jäger bleiben deshalb auch immer so recht hübsch bei der Wahrheit!

Schon als fünfzehnjährigen Jüngling hat mich mein Schicksal zur grünen Gilde verschlagen und ich kann kühnlich behaupten, daß ich den vielen und alten Grünröcken, welchen ich zugeteilt war, immer vom Guten das Beste wegzufischen getrachtet habe. Leider Gottes hatte ich auch da und dort Gelegenheit, das Ausschneiden zu erlernen, doch war dies bei der Fülle von Weidmannsheil, welches mir die Jagdgöttin Diana stets bescherte, niemals nötig.

Nachdem ich solcherart in ganz kurzen Worten meine Leser auf alles, was in diesen Zeilen folgen soll, genügend vorbereitet zu haben vermeine, lasse ich gleich eines der ersten Geschichtlein folgen und zwar die Geschichte vom „schießenden Rehbock“. In der Regel werden die Rehböcke von uns Jägern erlegt, aber in diesem einen Falle wäre der Jäger bald vom Rehbock erschossen worden. Es war Herr N. N., Schneidermeister in A, welcher am so und so vielten Oktober vor etlichen Jahren eine Einladung zur Treibjagd erhalten hatte. Der Herr Schneider war ein vielgereifter Herr und hatte bislang nur immer die Kniehosen für die Grünröcke gefertigt. Diese Einladung ließ ihn daher sein Herz erklopfen und kurz entschlossen nahm er Urgroßvaters Schießprügel von der Wand, um damit auszurücken.

Der Vorderlader, der an schönem, schon vergilbtem grünen Riemen aus Segelleinen so manches Jahr an der Wand gehangen hatte, wurde vorerst durch einen „Fackmann“ auf seine Schießtauglichkeit untersucht und für brauchbar befunden. Selbstredend mußte er sich vorerst noch einer großen Reinigungskur unterziehen lassen und unser wackerer Schneider putzte im Schweiß seines Angesichtes drauf los, um standesgemäß damit antreten zu können. Daß er nicht viel treffen würde, wußte er schon im vorhinein.

Der Herr Jagdpächter hingegen, getäuscht durch das stramme Auftreten, schätzte, die Häupter seiner vorüberdefinierenden Gäste abzählend, auch unseren Vorderladerinhaber für einen guten Schützen ein. So ist's ja immer, wenn zu wenig Schützen sind. Gerade jetzt im Oktober war Hochsaison und alle Schützen von nah und fern waren schon auf vierzehn Tage hinaus vergriffen.

Wer von unseren Lesern kennt nicht die schönen Haselnußstriche in den Heuwiesenanteilen? Als Grenzen dienen sie und auch als Schattenspende und bieten Gelegenheit zum Haselnußpflücken. Ohne diese Haselnußstriche kann man sich bei uns überhaupt keine Heuanteile vorstellen. Gerade an so einer Distrikte stellte ihn der Jagdleiter auf, mit dem strengen Auftrage, ja immer auf die gerade gegenüber



befindliche Zaunlücke mit dem uralten Holzgatterle aufzupassen. Aus dieser Lücke komme gewöhnlich der Fuchs, auch das Hasel soll hier oft durchschlüpfen und wenn Rehe im Triebe, dann komme wohl auch ganz sicher ein Reh. Und wenn nicht durch die Lücke, dann komme das Wild in der Regel auch dort links und manchmal wohl gar auch dort von rechts und nur sehr selten von hinten. Also hörte unser Schneider recht aufmerksam die scheinbar schon auswendig gelernte Vitanei des strengen Jagdleiters an und wußte nun nur das eine, daß es teuflisch aufzupassen geben werde. Was Wunder, wenn er wie angenagelt stehen blieb und sich nicht zu rühren wagte. Immer wieder betrachtete er, wie jeder Jagdanfänger, sein blank gepuztes Gewehr mit der vergoldeten Firmabezeichnung. Diesen schönen Schießprügel hatte seinerzeit sein Urgroßvater in Ungarn erworben. So erzählte ihm einmal sein Vater. Sein Urgroßvater war Häuflerer in Ungarn und als die Vorderlader den modernen Hinterladern das Feld überlassen mußten, da waren diese alten, handgearbeiteten Gewehre sehr wohl-

feil und nur zu häufig kamen unsere Häuflerer damit heimgewandert, um diese in Grafen- und Baronschlössern gekauften Gewehre daheim an die Wand zu hängen. Ob es immer nur beim An-die-Wand-hängen geblieben ist, das lassen wir dahingestellt, darum kümmerte sich auch unser Schneider nicht; und während er unter diesen Betrachtungen seinen Vorderlader vor sich hin und her drehte und denselben neugierig betrachtete, hatte ein stattlicher Rehbock, an der Haselhecke daher flüchtend, den herabhängenden Gewehrriemen wahrscheinlich für einen der vielen Haselnußäste gehalten, einen kühnen Sprung durch denselben riskiert und das Gewehr mit sich fortgenommen. Wer von den beiden wohl mehr erschrocken gewesen sein wird, das wissen wir heute noch nicht. Tatsache aber ist, daß der Schütze erst zur Besinnung kam, als sich am Rücken des Bockes das Gewehr in dem Momente entlud, als das Tier durch die berücksichtigte Zaunlücke durchgesprungen war. Wahrscheinlich kam da eines der gespannten Zügel an einen Ast und der Schuß trachte los. Dabei flog das Gewehr dem Bocke, der vor Schreck einen Satz machte, wie noch nie in seinem Leben, vom Rücken und überschlug sich mehrmals in den angrenzenden Heuwiesen.

Gerüchtweise verlautet, daß sich seit dieser Zeit der Herr Schneidermeister nie mehr zur Jagd einladen ließ, weil ihm dieses Geschäft viel zu lebensgefährlich vorgekommen sein soll.

### Unser Oberjäger Tell.

Im bürgerlichen und bäuerlichen Leben trägt er seinen angeborenen Namen. Nur bei uns Jägern, da heißt er Tell und dies deshalb, weil er an einem Tage einmal gleich drei oder vier Rehe gefehlt hatte. Als der älteste Jäger im ganzen Bezirke bekannt, ist er heute unser Jagdleiter, und wenn wir ihn mit seinen humorvollen Einfällen nicht hätten, so wäre uns der Aufenthalt in dem mit spartanischer Knappheit ausgestatteten Jagdzimmer nur zu oft gar zu eintönig.

Wer einmal unseren Tell kennen gelernt hat, der hat immer wieder das Bedürfnis, zu uns auf die Jagd zu kommen. Nicht des Schießens wegen, sondern lediglich deshalb, um seine schnurrigen Einfälle und Witze zu hören. Der weiteste Pirschgang, der steilste Berg wird kurzweilig, wenn Tell mit seinen Witzgen dabei ist. Ob er wohl auch lügen kann? So mancher wird vielleicht dies jetzt denken; doch die Geschichten vom Tell sind zwar etwas stark angeräuchert, aber vollständig wahr. Und das ist die Hauptsache. Und wer es nicht glaubt, der komme einmal zu ihm auf einige Stunden, sehe sich sein ehrliches Gesicht an und lasse sich selbst erzählen. Jeder wird von der Wahrheit dieser Tatsachen dann überzeugt sein.

### Tell wird von einem Rehbock attackiert.

Er, der im Laufe seiner langen Jägerlaufbahn schon so viele Hunderte zur Strecke gebracht hatte, er hätte durch einen Bock beinahe sein Leben eingebüßt. Nur einem Zufalle ist es zuzuschreiben, daß er heute noch als Jäger herumläuft. Und wie ist dies gekommen? Er schweißte einmal am Abend mit seinem Schrotprügel einen starken Rehbock an und wanderte heimwärts, um seinen „Dektor“ abzuholen. Unterwegs gedachte er traurigen Herzens seines dahingegangenen guten „Phylor“, der vor einem Jahre auf eine für einen Jagdhund ungewöhnliche Art sein Leben einge-

büßt hatte. Ja, wenn der noch gelebt hätte, so wäre es ihm um das Auffinden des Bockes nicht bange gewesen. Der hatte dieses Geschäft verstanden wie kein zweiter. Auf den hatte er sich verlassen können. Wenn der alte Tell dem Bocke oft auch nicht besonders viel anhaben konnte und die zulässigen 40 bis 50 Schritte um weitere 40 Schritte überschritt, so riskierte er trotzdem noch mit seinen berühmten Pfosten und Doppelnummern den Schuß, in der festen Hoffnung, daß sein Phylax alles weitere besorgen werde. So war es früher immer gewesen. Phylax, ein Hund besonderer Güte, dunkler Herkunft, aber von großer Jagdpraxis, war einem Liebesabenteuer zum Opfer gefallen. Mit allen Dachsen hatte er es immer zu seinem Vortheile verstanden, Händel abzuschließen, und doch fiel er einem Kollegen zum Opfer, welcher gleich ihm ein Aug auf des Nachbars Hündin geworfen hatte. Bei der aus diesem Anlasse entstandenen Keilerei wurden dem armen Phylax gewisse, empfindliche Körperteile abgebissen und er mußte seine sonst so rühmliche Jagdhundkarriere auf diese unrühmliche Weise abschließen. Der Nachfolger von Phylax, ein noch junger Hund, verstand zwar schon, der Fährte der „Kagerlu“ und Böcke zu folgen, doch fehlte ihm jede hiefür nötige Schneid, und auf diesen wichtigen Umstand hatte Tell vergessen, als er wieder ins Revier ging, um den angeschweißten Bock abzuholen. Er ließ sein Gewehr zu Hause, um das Tragen leichter zu haben.

Hektor jagte denn auch den Bock, der scheinbar doch zu wenige Doppelnuller erlangt hatte, bergauf und bergab und immer größer wurde Tells Aussicht, ihn zu erbeuten. Schließlich gab Hektor doch Standlaut und nun kroch unser Jäger durch dick und dünn, was bei der schon beginnenden Dämmerung keine leichte Aufgabe war. Auf ganz kurze Distanz herangekommen, bemerkte er den Rehbock auf den Keulen sitzend und sah deutlich, wie er die Angriffe des jungen Hundes mit seinem Gehörne parierte. Lange sah er dieser Heze nicht zu. Mit einem kühnen Griffe wollte er sich des Bockes bemächtigen, doch im nächsten Augenblick flog er schon in verkehrter Richtung in einen weitverästelten Weißdorn. Das war keine Kleinigkeit. Der Bock hatte den wehrlosen Jäger angenommen, denselben mit seinem Sechsergehörn bei den Lenden erwischt und fortgeschleudert.

So etwas war dem alten Nimrod in seiner ganzen Jagdpraxis noch nicht vorgekommen. Zämmerlich zerstoßen und zerschunden arbeitete er sich aus dem Dornbusche heraus, und nachdem er sich überzeugt, daß seine Rippen noch ganz seien, ging er entschlossen nochmals auf den Bock los, der seinen Gegner auf demselben Plage in Abwehrstellung erwartete. Nach kurzem Kampfe lag Tell abermals mit einer Wunde im Oberschenkel in der Weißdornhecke. Das war denn doch zum Teufelholen! Während er wieder heraustrach, stiegen ihm fast gelinde Zweifel auf, ob er es wohl mit einem wirklichen Rehbocke und nicht etwa mit einem lebendigen Gottseibeius zu tun habe. Doch hier stand seine Jägerehre auf dem Spiele und schwer atmend mit einem gemischten Gefühle von Grauen und Born warf er sich zum drittenmale auf den Bock. Jetzt endlich gelang es dem erbotenen Jäger, das Tier am Gehörn zu fassen und zu Boden zu drücken. Nun ging es ans Knicken. Doch auch dieses sollte bei diesem verwünschten Bock nicht so glatt verlaufen. Er wehrte sich heldenhaft, schlug mit den Läufen wie besessen um sich, daß dem Jäger Hören und Sehen verging. Dabei traf er die Hand mit dem Jagdmesser, das in weitem Bogen ins Gestrüpp flog. So blieb denn unserem armen Tell nichts anderes übrig als zu tun,

was jeder andere an seiner Stelle wohl auch hätte tun müssen, nämlich — den Bock mit den Händen abzuwürgen! Schrecklich! wird sich mancher Grünrock beim Lesen dieser Zeilen denken und so etwas Ähnliches dachte sich wohl auch unser Alter, als er schweratmend und schweißtriefend vor dem toten Bocke stand.

Und als noch dazu Hektor herbeigeschlichen kam, welcher dem Kampfe zuletzt aus sicherer Entfernung zugehört hatte, ohne eine Pfote zu rühren, da packte den Jäger gerechter Born. Das dumme, feige Hundvieh trug eigentlich die Hauptschuld an diesem fatalen Jagdabenteuer. Hätte der Nacker seine Pflicht getan, so wäre es dem alten Tell erspart geblieben, sein weibmännisches Gewissen auf solche Art zu belasten. Mit einem derben Fluche verfezte er denn auch dem Hunde einen Fußtritt, daß er heulend mit eingezogenem Schwanz davonschlich.

Der Bock war zwar nun erledigt, aber auch der Jäger hatte seinen Teil, denn aus der Wunde, welche er am Schenkel erhalten hatte, floß unausgesetzt Blut und hatte den Jagdstiefel bis zum Überlaufen angefüllt.

Wie Tell noch bis in die 20 Minuten entfernte Ortschaft kommen konnte, weiß er bis heute nicht. Nur seiner hünenhaften Konstitution hatte er es zu verdanken, daß dieses Rehbockabenteuer ohne schlimmere Folgen blieb. Seither sind wieder mehr als zehn Jahre durchs Land gegangen und immer noch erzählt er mit gemischten Gefühlen diese Begebenheit, welche ihn vierzehn Tage an das sonst so verhaßte Bett gefesselt hatte. Auch geht er seit damals nie mehr ohne Gewehr ins Revier.

### Unser Tell als Jagdgast.

Unser Oberjäger Tell war Zeit seines Lebens immer Jäger. Er war schon Jäger, als es noch keine strengen Jagdgesetze gab und jedermann jagen durfte. Damals war das Jagen auch kein so großes Vergnügen wie heutzutage, wo einem die Rehe nur so ohneweiters in den Ruckack springen. Zu jener Zeit war es eine große Kunst, ein Reh zu erlegen, und das hat Tell auch allerwege zustande gebracht. Deshalb erntete er den Spitznamen „Bauz“.

Tell spricht noch oft von jenen goldenen Zeiten, wo es keine Jagdgrenzen gab und die Welt überall rund und offen war. Heute sei es nicht mehr so bequem, weil man doch durch verschiedene Grenzen eingeengt mit seinen Jagd Talenten gewöhnlich dort auf einen Grenzstein stößt, wo manchmal ein Rehbock zu erlegen wäre.

Es war im Jahre 1911, als Tell einmal eine Einladung zu einer Treibjagd nach Lichtenbach erhalten hatte. Das war eine besondere Auszeichnung für Tell und er nahm denn auch diese Einladung mit besonderer Freude an. Er wollte doch einmal versuchen, wie es sich als „Jagdgast“ leben läßt, und so wanderte er mit seinem Freunde A. über den Kummerdorfer Berg nach Lichtenbach. Seine Jagdtasche, aus dem vorigen Jahrhundert stammend, hatte auf den ausgespreizten Rehfüßeln keine Haare mehr und auch die innere Ausstattung ließ viel zu wünschen übrig. Aber die Hauptsache ist immer der Inhalt und diesmal war die Jagdtasche mit Käse, Wurst und Brot vollgestopft, weil man sich als Jagdgast doch zeigen muß. In Lichtenbach angekommen, versuchten sie ihr Glück zunächst im Gasthause und dann bezogen sie ihr Nachtquartier, um am nächsten Tage zeitlich in der Früh auf den Beinen zu sein.



Tells Freund übernahm das Quartiermachen und so führte er sie auf den Dachboden des Hegers Kabuse, woselbst frischduftendes Grummet zum Schlafen freundlich einlud.

Durch die Dachstiege hinaufkriechend, legte sich Tell gleich neben die Stiege, um ja in der Früh bald wieder unten zu sein. Neben ihm lagerte sich der Hund seines Freundes „Schnackerl“ und dann sein Freund A. Anfangs konnten sie nicht einschlafen und so erzählte Tell wieder einige seiner schnurrigen Geschichten. Diesmal war es die Geschichte mit dem Bären, welchen er vor einigen Jahren erlegt hatte und wobei sich Tell 25 Gulden außer der gesetzmäßig vorgesehenen Taglia herauszuschlagen verstanden hatte. Überdies hatte er noch ein Paar Schuhe und 25 Gulden zu wenig bekommen. Wie dies zuging, will ich jetzt erzählen.



Die Schwarzenbacher verfolgten einen Bären und trafen während dieser Verfolgung den Jäger Tell, für welchen bazumal noch keine Grenzen existierten. Da er in diesem Reviertheile der Erfahrenste war, übernahm er das ihm angebotene Kommando. Er wußte als alter Knabe die Jagd so zu leiten, daß der Bär ihm zum Schusse kommen mußte. Die Schwarzenbacher waren ihm gerade recht gekommen, um ihm Handlangerdienste zu verrichten. Es dauerte auch nicht lange und Tell hatte dem Bären mit einer Bärenkugel eins aufs Fell gebrannt, daß ihm das Laufen etwas schwer wurde. Ein weiterer Schuß streckte den Bären vollständig nieder und da erst kam der Herr Pfarrer als Jagdherr und gab noch eine Schrotladung aus seinem Vorderlader auf den Bären ab. Man brachte das erlegte Tier ins Gasthaus und nun ging es gerade so zu wie nach jeder anderen Bärenjagd. Das heißt, die Taglia

wurde, obwohl sie dem Schützen gebührte, vertrunken und noch einige Gulden dazu. Da vermittelte einer zwischen Tell und dem Pfarrer und stellte den Antrag, Tell solle die Ehre des Erlegens dem Pfarrer überlassen. Für Geld und gute Worte kann man von Tell alles haben und so war es auch diesmal. Um 50 Gulden und ein Paar Schuhe konnte sich der Pfarrer als Erleger des Bären rühmen und so kam er in die Zeitung, und zwar in den „Slovenec“. Da es aber schon damals Reibereien zwischen den „Schwarzen“ und den „Roten“ gab, erschien auch bald im „Slov. Narod“ eine Notiz, die Tell als den Erleger bezeichnete. Der betreffende Artikelschreiber machte Tell auf diese Notiz aufmerksam und ermahnte ihn, seine Schulb so bald als möglich einzustreichen, weil es sonst dem Pfarrer einfallen könnte, die 50 Gulden für sich zu behalten. Tells Findigkeit wußte bald die Schuhe und 25 Gulden in Sicherheit zu bringen. Als der Pfarrer aber die Notiz im „Slovenski Narod“ zu Gesicht bekam, war es mit den übrigen 25 Gulden für immer vorüber.

Mittlerweile war sein Kamerad eingeschlummert und so legte sich auch der Erzähler aufs Ohr und schlief bald ein. Während Tell schnarchte, empfahl sich sein Kamerad, weil er die Flöhe vom „Schnackerl“ nicht vertragen konnte. Als sich Tell in der Nacht auf die andere Seite drehte, fiel er durch die Bodenluke in das Vorhaus, wo er ziemlich lange bewußtlos liegen blieb. Erst als er die Worte des Hausherrn vernahm, aus welchen hervorging, daß er schon gestorben sei und sich in diesem Hause erschlagen habe, da wachte er aus seiner Bewußtlosigkeit wieder auf und unter keiner Lobeshymne auf die vorzüglichen Absteigvorrichtungen in diesem Hause legte er sich wieder zur Ruhe, um am nächsten Morgen doch an der angekündigten Treibjagd teilzunehmen. Aber neben solche Dachbodenlücken legt sich seither unser Freund Tell nicht mehr und weit lieber bleibt er in solchen Fällen auf der Ofenbank. Zu seiner besonderen Überraschung brachte der damalige „Gottscheer Bote“ die Nachricht, daß sein Freund A. durch die Dachbodenluke gefallen sei. Da sich aber die Vorgesetzten in einem solchen Falle alles mögliche denken können und ein solches Ereignis entweder mit Alkoholüberladung oder gar mit Fensterlgeschichten in Zusammenhang gebracht werden könnte, so widerrief Freund A. diese Nachricht als gehorsamer Staatsangestellter und ließ Tell im Sinne einer § 9-Berichtigung wieder durch die Bodenluke herunterfallen.

### Die Gottscheer „Hof- oder Gulaschjagd“.

Es war seinerzeit hier bei uns der Brauch, in jedem Jahre eine sogenannte „Ablochjagd“ zu veranstalten. Wizvoogel nannten diese Jagd auch mit Vorliebe die Gottscheer „Hofjagd“, weil alle die Alten, auch diejenigen Bürger, welche nicht Jäger waren, an diesen Jagden teilzunehmen pflegten. Wer jemals eine solche Jagd mitzumachen Gelegenheit hatte, der trachtete immer wieder im nächsten Jahre eine Einladung hiezu zu bekommen. Es war denn auch die Gesellschaft jedesmal eine entsprechend muntere und besonders nach dem Abkochen und „Abtrinken“ erlebte man manch heiteres Stücklein und so mancher gute Witz fand seine andächtigen Zuhörer. Besonders war es der Fleischermeister Koscher, genannt Stefandle, welcher stets sein Gselgespann zur Verfügung stellte und im Vereine mit den Herren Tomitsch und Oswald als Küchenchef den Kochlöffel mit viel Verstand und Geschicklichkeit zu schwingen wußte. Als Wizvoogel überall bekannt, arrangierte Koscher während der Mittagspause seinen

bekanntem Eseltritt. So mancher Treiber und Aufsichtsjäger oder auch Jagdgast wird sich des edlen Grautieres erinnern, welches alle seine Reiter mit Glanz in die Dornhecken zu befördern verstand. Fast niemandem war es geglückt, auf diesem Eselsbiest oben zu bleiben. Es war für den Kunstreiter, der dies zustande brachte, immer ein entsprechender Preis ausgesetzt. Zumeist war nur das Gelächter des Publikums die Anerkennung für die mißlungenen Reiterkunststücke. Oder Herr Roscher band eine runde Kaisersemmel an einen Zwirnsfaden auf einem Aste schwebend an. Die mußte man, die Hände auf dem Rücken haltend, abbeißen. Da aber die Semmel mit dem leichten Faden den schnappenden Lippen immer entschlüpfte, gab es selten ein Best. Nur dem Jäger Gliebe aus Hasenfeld glückte einmal dieser Fang. Er war einer der Besten und Tüchtigsten beim Praktieren und auch beim Zugreifen im letzten Trieb. Gliebe mochte nie der Letzte sein und so gewann er diesen Preis.



Bei der Mittagspause gab es bei diesen Jagden immer eine kräftige Suppe und dann ein Gulasch. Einer der Wirte übte hierbei sein Fach aus und weil alles auf gemeinsame Rechnung ging, so wollte niemand beim Trinken zurückbleiben.

Die Folge dieser Einrichtung war, daß bald eine heitere Stimmung um sich griff. Wer kennt von den alten Gottscheern nicht die ewig lustigen Gesichter, die wir heute auf vorstehendem Bilde unseren Lesern vorführen und auf solche Art verewigen wollen? Wir sehen hier noch den alten Schleimer-Hansche, Gastwirt und Fleischhauer, den Fleischhauer Mattl, den Genbarmerie-Bezirkswachtmeister Unterrainer, den Kaufmann Daniel Ranzinger, den Hausbesitzer Kreiner, den Hotelier Berberber, den Steuer-oberverwalter Jakkitsch, die alle bereits gestorben sind. In der Mitte den Bürgermeister A. Voj, daneben den Bezirksförster Truger, dann den Gastwirt Alois Schleimer, Distriktsarzt Dr. Schreyer, Sparkassbuchhalter Arto usw. usw. Das ganze Bild ist ein Stück aus der Zeit, wo es in Gottschee noch sehr lustig war.

Wer jemals eine solche Jagd mitgemacht hat, der wird sich auch zu erinnern wissen, daß bei den Nachmittagstrieben zumeist nichts oder sehr wenig getroffen wurde. Das Gewehrlohn war gewöhnlich nicht ganz „rein“. Anlässlich einer solchen Nachmittagsjagd kam es auch einmal vor, daß ein Hase auf einem Schachensteige alle Schützen abdefilierte und von jedem mit den obligaten zwei Schüssen bedacht wurde. Im ganzen fielen 23 Schüsse, und als der Hase den Gastwirt Alois Schleimer als letzten Schützen passierte, warf ihm dieser „Schütze“ zwei ganze Patronen mit dem wohlgemeinten Rute nach, er möge sich selbst erschießen. Ob er dies getan hat, wissen wir nicht.

Heute gibt es keine solchen „Hoffjagden“ mehr, und wenn trotzdem eine Gulaschjagd stattfindet, so fehlen die alten Spaßmacher.

### Ein teurer Fuchsschwanz.

Der Fleischermeister P. ging nur selten auf eine Treibjagd. Wenn er aber einmal an einer solchen teilnahm, dann wurde der Rucksack gestopft, bis er ganz voll war. Das „Putzherle“ war voll Wein, die Tabakdose voll Tabak und für seinen „Hektor“ und dessen Kameraden waren gewöhnlich einige Schweinschaxeln vorrätig. Einen Schluck „Heimischen“ im Seitentaschl, so ging es los hinauf in den Wald. Ohne unseren P. gab es keine lustige Jagd. Wer hätte denn auch den gewohnten Varru geschlagen. Fiel bei P. ein Schuß, so konnte man getrost den weiteren Trieb einstellen. Lag das getroffene Wild tot vor ihm am Boden, dann hörte man die schrille Stimme des P. bis in die äußersten Grenzen des Reviers. Hatte P. aber das Pech, daß er etwas schlecht gemacht und irgend ein Reh oder einen Hasen nur angeschossen hatte, dann war es ja bestimmt aus mit der ganzen Herrlichkeit. Hier fing dann die Parforcejagd für P. erst an. P. hatte einmal das Pech, einen Fuchs mit dem ersten Schusse zu betäuben. Als er hinsprang, bemerkte er noch etwas zuviel Lebensgeist in Freund Reinecke und da wollte er mit dem Gewehrkolben dreinschlagen, um, wie er meinte, die teuren Patronen zu sparen. Den Fuchs, selbstverständlich bei Anwendung des entsprechenden Lärmapparates, bei der Dunte fassend, gab er ihm zunächst einige recht kräftige Ruder auf den Kopf. Ein letzter, womöglich noch kräftigerer Schlag sollte Freund Reinecke ganz in die ewigen Jagdgefilde hinüber befördern. Unser Fuchs hatte indessen noch immer nicht diese Absicht und wich mit einer flinken Bewegung dem wohlgemeinten Hiebe aus. Der Gewehrkolben sauste auf einen Stein und ging in Trümmer; der Fuchs aber hatte in der ersten Aufregung des überraschten Schützen gerade noch Zeit, auszukneifen und seine DIRECTION gegen die übrigen Schützen fortzusetzen. Ein Stück seines prächtigen Schwanzes mußte er allerdings in den Händen des tapferen Schützen zurücklassen, welcher in seiner Überraschung meinte: „Der Ganner hat ja einen Schweif wie a ‚Billig‘.“ Lange aber dauerte für unseren P. dieser Zustand momentanen Unvermögens nicht. Die Trümmer seines Schießprügels unter die Arme nehmend, setzte er sofort mit einer sehr energischen Verfolgung des Ausreißers ein, die Dunte-(Schweif)spitze als Beweis seiner Treffsicherheit in der Hand schwingend. Alles Schreien, daß der Fuchs schon halbtod sei, daß P. schon den Schweif des Fuchses in der Hand halte, half nichts. Einer der Schützen machte wieder Dampf auf den armen Reinecke und diesmal war es um ihn geschehen. Für die restliche Dauer des damaligen Tages reichte sich unser bebauernswerter P. unter die Praktierer ein und holte sich dort seine weiteren Vorbeeren.

## Humor aus Amerika.

Von Amalie Erker, Lehrerin in Mitterdorf.

Die große Auswanderung, die unaufhaltsam fortschreitet, hat zur Folge, daß auch aus den entlegensten Gebirgsdörfern unseres Heimatlandes die allerlehten, kernfrischen, jungen Leute hinausziehen ins Land der Freiheit und des Lichtes. — Was nun so ein Jüngling, eine Jungfrau, was so ein Kind der freien Natur wohl alles erleben, aushalten muß, bis es in das Mobell der Großstadt hineingepreßt wird, bis es sich den neuen Verhältnissen anpaßt, bis es Land, Leute und Sprache kennen gelernt, bezw. letztere erlernt hat — dies zu schildern wäre wohl ein Romanthema und ist nicht meine Aufgabe. Einzelne Begebenheiten jedoch, deren Gelungenheit auf die Lachmuskeln wirken soll, will ich hier wiedergeben. Es sind dies Mißverständnisse, die infolge Unkenntnis der englischen Sprache, bezw. Unbeholfenheit der Neulinge eintreten und oft recht köstlich und anziehend sind. Leser, schau folgende Bilder, lausche meinen Worten!

Bei einer Zuckerbäckereiauslage der großen Stadt New York steht ein schlanker Amerikaner. Unwillkürlich zeigt er auf die Süßigkeiten und meint: „Kendi, kendi!“<sup>1</sup> Ein vorbeieilender Gottscheer hört dies, bleibt stehen, beschaut sich den fremden Mann und sagt dann ganz erboht: „Bis in tjövl kenn'scht du mi?“ (Wie zum Teufel kennst du mich?) Da er keine Antwort erhält, setzt er kopfschüttelnd seinen Weg fort.

\*

Die Straßenbahn rasselt in der Street<sup>2</sup> hin und her. Bei einer Haltestelle wollen Hansch und Veni einsteigen. „Lady foist!“<sup>3</sup> ruft der Schaffner. Hansch macht große, verwunderte Augen und meldet sich lächelnd: „Vuais, jo vuais! — Dücrs bis a rankale!“ (Fett, ja fett! — Dürr wie ein verdorrter Ast.)

\*

In einem vornehmen Herrschaftshause hat Mary einen Posten erhalten. Nach der Mahlzeit ordnet Madame an, was am Nachmittage alles zu machen ist: „... und die Eisbox<sup>4</sup> haben Sie gut mit Sodawasser auszuwaschen!“ — Als die Frau des Hauses nach einiger Zeit Nachschau hält, um sich zu überzeugen, ob ihre Befehle wohl genau ausgeführt werden, sieht sie ganz entsetzt, wie Mary fleißig eine Siphonflasche nach der andern aus der Riste holt und damit im Eiskasten herumspriht.

<sup>1</sup> Kandis-Zuckerl.

<sup>2</sup> Straße.

<sup>3</sup> Fräulein voran!

<sup>4</sup> Eiskasten.

Erst vorgestern ist Seffe in den Dienst getreten. Auf Anordnung der Gnädigen hat sie heute die Betten zu überziehen. Sie folgt und geht ins Schlafzimmer. Plötzlich fängt es darin lebendig zu werden an. Man hört ein Schleifen und Rollen. Erschrocken kommt der Hausherr daher und sieht, wie sich „Fosi“ plagt und schweißtriefend die Betten im Zimmer hin und her zieht.

\*

Auch Greate hatte genau auf den Wortlaut des gegebenen Befehles geachtet. — Einst mußte sie den Tisch decken. „Die tiefen Teller geben sie oben, die flachen jedoch unten!“ ordnet die Frau an. — Greate folgt. — Die Mittagstunde ist gekommen und man geht zu Tisch. — Vor Schrecken bleich steht Madame mit ihren geladenen Gästen vor der gedeckten Tafel, denn Greate legte, wie ihr befohlen wurde, — die tiefen Teller auf den Tisch, die flachen jedoch unter denselben.

\*

Daß bei solchen und ähnlichen Vorkommnissen nicht die zartesten Rosenamen fallen, läßt sich denken, und gar mancher Neuling beiderlei Geschlechtes muß sich den allgemein bekannten Namen „Grünhorn“ gefallen lassen.

Jahrzehnte vergehen und gar manches ist geschehen — vieles ist anders geworden — im Süden und im Norden.

Aber im echten Gottscheer, der lange ferne geweilt, der sich geplagt und geschunden, um einige Taler zu ersparen, — in diesem alten Gottscheerherzen ist ein Flämmchen verborgen — die Heimatliebe. Die Liebe zur Heimat, die innige Liebe zur heimatlichen Scholle, die im Getriebe der hastenden, nie rastenden Großstadt fast erlosch, regt sich — wird wach. Das Flämmchen wird zur Flamme... Die Sehnsucht nach den geliebten Bergen, nach dem niedlichen Heimatdörfchen, nach dem trauten Vaterhause wird immer stärker und stärker. — Er gedenkt der jungen Jahre... Bilder der glücklichsten Vergangenheit ziehen an seinem geistigen Auge vorüber. Voll heiliger Ehrfurcht sinkt er auf seine Knie nieder und flüstert leise die Worte:

„Nach der Heimat möcht' ich wieder,  
Wo man singt nicht fremde Lieder!  
Laß mich dich, o Heimat, schauen,  
Laß mich ruh'n in deinen Auen!

Laut're Freud' sich noch ergießet,  
Ehe sich mein Auge schließet...  
Nach dem vielen Harten, Herben  
Möcht' ich in der Heimat sterben!...

## Eine Wanderung in den Walden.

Von Pfarrer August Schauer, Nesseltal.

Wer reisen will,  
Der schweig fein still,  
Geh steten Schritt,  
Nehm nicht viel mit,  
Tret an am frühen Morgen  
Und lasse heim die Sorgen.  
Hilander von Sittenwald.

Der Walden ist ein Gebiet von sieben Ansiedlungen (Unter- und Oberwarmberg, Notenstein, Komuzen, Kuntzen, Lachern und Zinken) und ausschließlich deutschen Bewohnern, die sich selbst als „Baudnara“ zum Unterschiede von den „Lontnarn“ (Land- oder Talbewohner) bezeichnen. Der Walden reicht im Osten noch in die Ortschaft Pogorelj (Pfarre Böllandl) hinein, grenzt im Süden an den Hornwald, in West-Süd-West an Schönberg und Alltag, in West-Nord-West an Langenton, in Nord-West an die Ortschaft Kleinlaskitz, im Norden an Hof und Ainödt.

Das Wort Walden sagt uns, daß die Gegend vielfach bewaldet ist. Und das ist sie in der That auch. Fast alle Berghänge sind mit Waldstüben (Tannen, Fichten und Buchen) besetzt.

Waldens Hauptort ist Unterwarmberg. Das Dörfchen, 714 m über dem Meerespiegel, in gebirgiger, staubfreier Lage, ist in einer Fußwanderung von anderthalb Stunden von Alltag aus zu erreichen. Man gelangt von Alltag auf einer gut befahrenen Bezirksstraße in einer guten Stunde zur Ortschaft Langenton, von wo aus ein Gemeindegeweg nach Unterwarmberg führt. Das Dörfchen mit seinen 30 Häusern hat eine schöne Lage in einer im Osten, Süden und Westen von mäßigen Anhöhen begrenzten muldenförmigen Vertiefung, welche gegen Nordwest frei ist und einen herrlichen Ausblick über Dürrenrain und die Karawanken gewährt.

An der Pfarrkirche vorbei führt der Weg in einer halben Stunde nach dem 889 m hohen Orte Oberwarmberg, von dessen Wallfahrtskirche St. Peter (891 m) man eine wundervolle Aussicht hat. Der St. Petersberg — ich möchte ihn den Gottscheer Rigi nennen — bietet von seiner Spitze einen großartigen Blick in die Alpenwelt, eine Rundschau von einer Eigenart, die im Gottscheer Gebiet wohl nirgends zu finden ist. Valvasor (I., 5. Kap.) sagt über den Fernsichtsort St. Peter: „St. Petersberg ist gewaltighoch, liegt oberhalb Alt-Eynödt, Rosegth und Seisenberg. Zu oberst an der Spitzen steht eine Kirche St. Peters, und dieser Berg selbst in dreien Grenzen, als in Seisenberg, Ainödt und Gottscheer. Von diesem Berge siehet man weit herum und gibt er einen aus der Masse schönen Prospekt.“

Zu unseren Füßen erblicken wir das Gurktal, in welches eingebettet liegt das liebliche Städtchen Rudolfswert, der stattliche Markt Seisenberg und der einstige Faßort Hof. Über waldbreiche Hügel und zahllose Dörfer schweben unsere Blicke und uns gegenüber türmen sich — freilich in weiter Ferne — die gigantischen Berge der herrlichen Alpenwelt auf. In Nordwest erhebt sich die imposante Kette der Julischen Alpen mit dem Mangart und dem schneebedeckten Triglav, der gleich einem Könige unter allen Bergriesen die Gebirgslandschaft zu beherrschen scheint. Es folgen die gleitendertragenden Karawanken und Steiner Alpen mit dem Stol und dem Grintouz, die jedoch nur bei reinem Horizonte bemerkbar sind. Im Westen tritt der steile Krainer Schneeberg ganz besonders markant hervor, während im Osten die südsteirischen und kroatischen Berge sichtbar sind. Im Süden findet die Aussicht durch den Hornwald mit dem sagenumwobenen Hornbichl (1099 m) ihren Abschluß.

In den Klüften und Vertiefungen des Hornwaldes hausen — so erzählen die Leute — die sogenannten Milchmännchen und -Weibchen, die im ganzen gutmütige Wesen sind, doch bisweilen mit den Menschen ihre Poffen treiben. Die Milchleute entführen gerne Hirtenkinder, welche sie in ihrer Behausung sanft behandeln und mit ausgesuchten Leckerbissen, besonders mit der beliebten gottscheischen Nationalspeise, der sogenannten „Willa“, bewirten.

Das ganze Panorama, das man vom Petersberge aus überblickt, übt auf den Wanderer einen überwältigenden Eindruck aus, das Herz weitet sich, das Auge schwelgt ob der Pracht und Schönheit, die es hier in der herrlichen Gottesnatur schaut. Und erst der Sonnenuntergang von St. Peter aus betrachtet! Es will mir nicht gelingen, dieses herrliche Naturschauspiel wiederzugeben — darum, freundlicher Leser: „Komm und sieh!“ Ist dir ein sonniger Tag beschieden, so wirst du sicherlich stundenlang stillvergnügt dahier weilen und das Rundbild, bei Geduld und einigem Zuwarten auch den Sonnenuntergang, bewundernd und staunend betrachten.

Das Erbauungsjahr des altherwürdigen, dem heil. Petrus geweihten Kirchleins ist nicht bekannt. Die Leute sagen, vier Engel hätten dasselbe von fernen Landen hergebracht und eine Wallfahrt zum Peterskirchlein gelte so viel, wie eine Wallfahrt nach Rom zu den Gräbern der Apostelfürsten Petrus und Paulus. Eine andere Sage berichtet: Vor vielen Jahren wohnte im Schlosse Ainödt ein jagdlustiger Edelmann mit seinen Hausleuten. Einmal nun verirrte sich der junge Jäger auf seinen Streifzügen und konnte den Rückweg zu seinem Schlosse nimmer finden. Nach langem Hin- und Herwandern kam der Edelmann mit seinem Jagdgefolge auf den Berg, wo jetzt das Peterskirchlein steht. Von hier aus sah er das Schloß Ainödt und zum Danke für seine Rettung aus der furchtbaren Wildnis ließ er an Ort und Stelle ein Kirchlein erbauen, das er unter den Schutz des heil. Petrus stellte.

Eine dritte Sage, die Oberlehrer Wilhelm Tschinkel in seinen „Sagen aus Gottschee“ bringt, erzählt folgendes: Das Kirchlein auf dem St. Petersberge hatte ursprünglich in Kroatien gestanden, wo es jedoch nicht ein Ort frommer Erhebung des Gemüthes war, sondern als Kaufbude von den Schweinehändlern benützt wurde. Einst entstand im geweihten Heiligtum sogar eine arge Kauferei. Am nächsten Morgen war das Kirchlein verschwunden. Nach langer Wanderung kam es bis zur Gurk und bestieg von da aus durch den Wald den Petersberg. Alle Bäume, die am Wege standen, traten dem wandernden Hause des Herrn ehrerbietig aus dem Wege, um

den Durchgang durch den dunklen Hain zu ermöglichen. Auf dem Gipfel des Petersberges befand sich ein ungeheurer Felstrichter. Derselbe beherbergte ein riesiges Untier, das die ganze Gegend ringsum unsicher machte. Menschen und Tiere fielen ihm zum Opfer. Schon wollten die ersten Ansiedler in ihrer Verzweiflung die Gegend wieder verlassen, als das St. Peters-Kirchlein bergauf gezogen kam und sich gerade auf das Loch setzte, in dem das Ungeheuer hauste. So erstickte der Unhold in seinem Loch und die Leute waren ihrer Not enthoben.

Das Kirchlein, eine Filiale der Pfarre Seisenberg, ist im Pfarrarchive mit dem Titel belegt: „Apud s. Petrum inter Teutonos“, d. h. „Beim heil. Peter unter den Deutschen“. Einmal im Jahre wird im Peterskirchlein von einem Geistlichen aus Seisenberg der Gottesdienst abgehalten. Prozessionsweise kommen sie herangezogen, die frommen Gottscheer, um im altehrwürdigen Gotteshause ihre Bitten vorzubringen und Erhörung derselben zu erlangen. Gepredigt aber wird „Beim heil. Petrus unter den Deutschen“ nur slowenisch.

Einen nicht minder mächtigen Eindruck übt auch die Eisgrotte bei Runttschen auf den Besucher aus. In westlicher Richtung wandern wir auf einer halbwegs fahrbaren Straße über Unterwarmberg Rotenstein (912 m) zu, der höchst gelegenen Ortschaft im ganzen Gottscheer Ländchen. Um Rotenstein — so genannt von den roten, eisenhaltigen Steinen, die dort vorkommen — wächst ein edles Gebirgsheu, das einen starken Absatz findet. Von Rotenstein führt ein gut gangbarer Pfad in einer halben Stunde zu der 20 m hohen Felswand des Lacknerock (900 m), von wo aus man eine prachtvolle Aussicht über das ganze Kinsetal genießt.

Wir durchwandern herrliche Waldpartien, üppige Wiesen und gelangen nach halbständigem Marsche zur Ortschaft Runttschen, an deren nördlichem Ausgange ein längliches, graues Gemäuer steht, an das sich folgende geschichtliche Erinnerung knüpft: Der Cillier Chronik zufolge führte zu Anfang des 15. Jahrhunderts Graf Friedrich von Cilli, ein Sohn des mächtigen Grafen Hermann von Cilli, auf seinen ausgedehnten Gütern in Unterkrain, besonders in seiner Residenz Gurkfeld, einen glänzenden Hofstaat. Der lebenslustige Graf war in erster Ehe mit einer Gräfin v. Modrusch vermählt, die im Jahre 1422 in Krapina-Tupliz eines plötzlichen Todes starb. Rasch verbreitete sich das Gerücht, Graf Friedrich habe seine Gattin selbst, wie die Cillier Chronik sich ausdrückt, „erstecht und ertobt, von wegen einer hübschen Jungfrau, genannt Veronika, die er gern zu seiner Gemahl genommen hett.“

Erst nach drei Jahren ehelichte Graf Friedrich die schöne Veronika — ein armes kroatisches Ritterfräulein — und führte seine geliebte zweite Gattin gegen den Willen seines Vaters auf sein neuerbautes und nach ihm benanntes Felsenschloß Friedrichstein bei Gottschee. Auf dieser stolzen Feste verlebte das Grafenpaar liebevollste Tage und Stunden.

Bald sollte es anders kommen. König Sigismund lud seinen gräflichen Schwager Friedrich zu sich nach Ungarn. Dort angekommen, wurde der junge Graf als Gefangener des Königs erklärt und seinem erzürnten Vater ausgeliefert. Graf Hermann ließ seinen Sohn in Ketten legen und auf der Burg Osterwitz bei Cilli streng bewachen. Als die auf dem Schlosse Friedrichstein zurückgebliebene Veronika von dem Vorfalle Kunde erhalten und zugleich erfahren hatte, daß der unverzöhnliche Schwiegervater ihr den Untergang geschworen, flüchtete sich die Verfolgte nach dem Hornwalde.

Im Waldbörschen Runttschen nahm die Gräfin in einem Hause, dessen Ruinen heute noch zu sehen sind, monatelangen Aufenthalt. „Do muß sy ir Wohnung mit etlichen junkfrowen und Kamerären haben in den walden und sich verbergen und litt große not, Said und sorg“, sagt die Chronik.

Bald war Gräfin Veronika auch in ihrem Hause in Runttschen nicht mehr sicher; sie wurde von ihren Verwandten in die Gegend von Pettau gebracht und dort verborgen gehalten. Allein auch dieses Versteck hatte ihr unerbittlicher und rachsüchtiger Schwiegervater ausgekundschaftet. Veronika wurde gefangen genommen und in Osterwitz eingekerkert. Hier wollte der grausame Graf seine Schwiegertochter langsam verhungern lassen. Da dies aber bei Veronikas kräftigem Körperbau zu lange dauerte, „do schickt er,“ sagt die Chronik, „zween Ritter hin, die sie unter Osterwitz in einer pottigen trenken (ertränken) ließen.“ Sie wurde in einer Badewanne gewaltsam untergetaucht und ertränkt.

Nach dem tragischen Tode Veronikas ließ Graf Hermann seinen Sohn Friedrich, der im Kerker vor Herzleid erkrankt war, wieder frei und verzeihete sich mit ihm.

In der Geschichte von der unglücklichen Gräfin Veronika hat also auch das Waldbörschen Runttschen eine Rolle gespielt.

Von der freundlichen Ortschaft führt in östlicher Richtung ein steiniger Pfad quer durch den Wald zur Eisgrotte. Inmitten des grünen Tannenwaldes liegt das herrliche Naturwunder, weltentrückt und weltvergessen, gleich Dornröschen im tiefen Schlase. Mit frühlichem Wohlbehagen und in kräftigen Zügen wird die frische, ozonreiche Luft eingefogen, Lungen und Brustkorb gewinnen an Umfang und in launiger Heiterkeit, ausgerüstet mit Gebirgsstock, wagen wir den Abstieg in die Tiefe der Grotte. Arme und Beine haben natürlich vollauf zu tun. Ein steiler, glitscheriger Steig führt in der Richtung nach Süden durch ein großes, halbkreisförmiges Eingangstor in eine gewölbte und ringsum geschlossene Höhle. Wildes Steingeröll, abgestürzte Felsstücke und von einer starken Eistruste überzogene mächtige Holzstämme bedecken den Boden, während Eisspyramiden und meterlange an den Wänden hängende Eiszapfen den ungeheuren Raum schmücken.

Zu unserer Linken erblicken wir eine weite, spiegelglatte Eisfläche, von den Leuten „Eissee“ genannt, und den Hintergrund für dieses wildromantische Bild stellt ein sonderbar geformtes Tropfsteingebilde — der „Altar“ mit einem strahlenden Eisevorhange dar. — Eine heitere Episode, die sich vor Jahren hier zutrug, verdient Erwähnung. Freund G. hatte mich an einem schönen Frühlingstage — ich war damals Pfarrverweser in Unterwarmberg — zum Besuche der Grotte bewogen. Frühlichen Herzens und in der launigsten Stimmung hatten wir glücklich die Eisgrotte erreicht und der Abstieg zu derselben war ohne Unfall vor sich gegangen. Aus Freude über die gelungene touristische Leistung stimmte der gute Freund auf dem „Eissee“ das herrliche Frühlingslied „Trau nicht den Frühlingsklüften“ aus voller Kehle an. Raum jedoch waren die Worte „Trau nicht“ seiner Sangesbrust entstritten, so glitt er auf der Eisfläche aus und machte in der Länge von ungefähr zehn Metern bis zum „Altar“ hinunter eine Rutschpartie in des Wortes vollster Bedeutung. Dabei lachte der „fahrende Sänger“, daß seine roten Wangen in ganz bedenkliche Schwingungen gerieten, und ich lachte mit. Der gute Mann tröstete sich mit dem Gedanken, daß ein Rutscher oder ein Aufsteiger weiter nichts koste, insbesondere, wenn man sich

dabei gut unterhalte. Wenn Herrn G. diese Zeilen zu Gesichte kommen, hat er sich vom Unfall gewiß schon erholt und wird mir's nicht übelnehmen, daß ich diese Episode hiemit der Öffentlichkeit übergebe.

An die Runtschner Eiszgrotte, die schon mehrfach Gegenstand von wissenschaftlichen Beobachtungen und Untersuchungen war, knüpft sich folgende kurze Volksfage: Ein Weiblein von Runtschen ging an einem Sonntagsvormittage während des Pfarrgottesdienstes in die Eishöhle Wasser holen. Kaum unten angekommen, sah das Weibchen am „Altar“ einen geisterhaften Priester die Messe lesen, der die Erschrockene mit grimmigen, bösen Augen anblickte. In höchster Bestürzung eilte die Alte davon und nie wieder vernachlässigte sie den Sonntags-Gottesdienst.

Hinter dem „Altare“ führt ein enger, eisiger Gang in eine zweite Eiszgrotte, zur sogenannten „Kammer“, die jedoch ohne Führer und ohne Beleuchtung nicht betreten werden kann. Zur Zeit einer großen Wassernot holt die Bevölkerung aus den beiden Grotten Eisstücke, um so den Wasserbedarf wenigstens einigermaßen zu decken.

Die empfindliche Kälte in der Eiszgrotte drängt zum Rückmarsche. Der Weg zieht sich steil und lang hinauf, stille Seufzer entringen sich der Brust, bis wir endlich oben angelangt — einen kräftigen „Fuchsezer“ tun, daß es hinausfällt über Berg und Tal, hinein in die umliegenden Dörfer und Hütten.

Von der Ortschaft Runtschen führt ein gut erhaltener Fahrweg in fünf Viertelstunden nach Altlag hinab und damit sei unsere Wanderung in den Walden beendet.

Es ist eine bedauerliche Tatsache, daß die Naturschönheiten des Waldens der heutigen Touristenwelt noch sehr wenig bekannt sind. Die Eiszgrotte bei Runtschen, die durch ihre Ausdehnung und Größe (101 m lang, 80 m breit, 57 m hoch), durch ihre schön geformten Tropfsteingruppen auf jeden Besucher einen wahrhaft imponierenden Eindruck ausübt, erfreut sich erst seit dem Jahre 1897 einer größeren Beachtung.

In diesem Jahre trafen mehrere Besucher zur Besichtigung der Grotte ein, so z. B. der damalige Bezirkshauptmann von Rudolfszell Otto Ritter Fränzl von Besteneck samt Gemahlin, die Herren Prof. Hintner und Belar aus Laibach, Forstmeister von Huber aus Linödt, mehrere Lehrer, Priester und Musensöhne unseres Ländchens.

Bevor ich mich nun vom freundlichen Leser verabschiede, hätte ich noch ein Anliegen vorzubringen. Ich kleide dasselbe in die Worte unseres heimgegangenen Dichters Peter Rosegger: „Ich möchte allen, die das Glück haben, aufs Land, ins Gebirge zu gehen, nebst meinen Glückwünschen noch das eine herzlich bittend zurufen: Schonel das Volkstum! Die Leute systematisch erziehen, bilden, das wäre ja schön, aber das Raisonnieren, Locken und unsinnige Proselytenmachen für den modernen Geist könnte nur vieles niederreißen, nichts aufrichten. . . Ihr seid in unseren Bergen die lieben, willkommenen Gäste, die Erholung, Anregung, Erweiterung von Kenntnissen und edle Genüsse finden sollen — so freuet euch harmlos mit uns über die herrliche Natur und über die einfachen Menschen, die trotz des kümmerlichen Loses bisher zufrieden gewesen sind bei ihrer treuen Arbeit und schlichten Lebensweise, in einer Art Idylle lebend, wie man sie draußen in der Welt nicht mehr findet.“

Und nun Heil dir, lieber Leser! Glückauf zur Wanderung in den Walden!

## Wie mache ich mein Testament?

Von Dr. Franz Suran, Altlag bei Tschermoschnitz.

Eine letztwillige Verfügung kann mündlich oder schriftlich getroffen werden. Sie muß im Zustande voller Vernunft geschehen und ist jederzeit widerruflich. Damit diese Willenserklärung volle Gültigkeit habe, sind bestimmte Formvorschriften zu beobachten. Ein eigenhändig geschriebenes Testament muß mit dem vollen Vor- und Familiennamen unterzeichnet sein. Eine Stempelmarke ist nicht aufzulegen. Die Beisetzung des Datums ist zwar nicht erforderlich, aber ratsam, da man im Falle des Vorhandenseins mehrerer, einander widersprechender Schriftstücke nicht wüßte, welches früher und welches später errichtet wurde; denn nur jenes des jüngeren Datums wäre gültig. Die Zuziehung von Zeugen ist beim eigenhändig geschriebenen und unterschriebenen Testament nicht notwendig.

Wird das Testament von dritter Hand geschrieben, so muß der Erblasser eigenhändig unterschreiben und überdies vor drei Zeugen, von denen wenigstens zwei gleichzeitig anwesend sein müssen, den Aufsatz ausdrücklich als seinen letzten Willen bestätigen. Diese drei Zeugen haben die Urkunde an irgend einer Stelle mit dem Beisatz „als Testamentszeuge“ oder auch nur „als Zeuge“ zu unterschreiben, den genauen Inhalt brauchen sie nicht zu kennen.

Kann der Erblasser nicht lesen und schreiben, gleichviel ob aus Unkenntnis oder aus Unvermögen, so hat einer der Zeugen in Gegenwart der beiden anderen das Schriftstück dem Erblasser vorzulesen. Der Vorleser darf jedoch nicht der Schreiber des Testaments gewesen sein. Der Erblasser hat sein Handzeichen eigenhändig beizusetzen (zu unterkreuzen) und die Zeugen müssen unterschreiben.

Bei Errichtung eines mündlichen Testaments müssen alle drei Zeugen zu gleicher Zeit anwesend sein. Es ist wünschenswert, daß die Zeugen den Inhalt der mündlichen Verfügungen für sich vormerken, denn jede am Nachlaßverfahren beteiligte Person kann verlangen, daß die Zeugen über die letztwillige Anordnung unter Eid einvernommen werden. Nur im Falle der Übereinstimmung der eidlichen Aussage aller drei Zeugen ist das Testament unumstößlich. Der Erblasser muß seinen Willen deutlich und bestimmt äußern. Es genügt nicht, wenn er etwa einen ihm gemachten Vorschlag z. B. durch Kopfnicken bejaht.

Die Fähigkeit, Testamentszeuge zu sein, mangelt: 1. Personen unter 18 Jahren, 2. denjenigen, die die Sprache des Erblassers nicht verstehen, 3. den in der letztwilligen Verfügung bedachten Erben, 4. dem Ehegatten, den Eltern, Kindern, Geschwistern und Dienstboten des Erblassers.

Frauenspersonen sind seit dem Kriege gültige Testamentszeugen.

Hat der Erblasser eheliche Kinder, so muß er sie im Testament bedenken. Tut er das nicht, so haben sie das Recht, den Pflichtteil zu fordern. Der Pflichtteil beträgt die Hälfte dessen, was dem Kinde nach der gesetzlichen Erbfolge zugefallen wäre. Uneheliche Kinder haben nur gegenüber ihrer Mutter und deren Verwandten gleiche Rechte mit den ehelichen. Aus dem Nachlasse des Vaters und der väterlichen Verwandten gebührt ihnen nichts.

Der Ehegatte (Ehegattin) braucht im Testament nicht bedacht zu werden, denn er hat keinen Pflichtteilsanspruch. — Bei Vorhandensein eines mittels Notariatsaktes zwischen den Ehegatten geschlossenen Erbvertrages gelten die dort festgesetzten Bestimmungen.

Wenn der Erblasser ohne Hinterlassung eines gültigen Testamentes gestorben ist, so tritt die gesetzliche Erbfolge ein, das heißt die Aufteilung des Nachlassvermögens erfolgt in der Art und Weise, wie es das bürgerliche Gesetzbuch vorschreibt. Wie dies geschieht, sollen einige Beispiele veranschaulichen:

1.) Friedrich Schuck ist Witwer und hinterläßt seine Kinder Richard und Herta und seine Enkel Otto und Adolf. Die beiden letzteren sind die Kinder seines vor ihm verstorbenen Sohnes Rudolf. Vom reinen Nachlassvermögen mit 180.000 K erhalten Richard und Herta je 60.000 K, Otto und Adolf je 30.000 K.

2.) Hilda Spreitzer hat ein Vermögen, bestehend in Grundstücken, im Werte von 40.000 K hinterlassen. Der Ehemann bekommt ein Viertel, d. i. 10.000 K, die übrigen fünf Kinder die restlichen drei Viertel des Vermögens, d. i. je 6000 K. Wer die Wirtschaft übernimmt und die Erben auszahlt, ist Sache eines Übereinkommens.

3.) Albert Strigel ist kinderlos verstorben; er hinterläßt als nächste Verwandte seine Frau, drei Brüder und eine Schwester. Die Frau erhält die Hälfte seines Vermögens, die Geschwister die andere Hälfte.

4.) Max Rauch ist ledig geblieben. Über sein Vermögen hat er nicht verfügt. Die noch lebende Mutter bekommt die Hälfte, die drei verheirateten Schwestern zusammen die andere Hälfte.

5.) Ferdinand Gerger hinterläßt als die nächsten Verwandten einen Bruder, eine Schwester und einen Stiefbruder, der wohl denselben Vater, aber nicht die gleiche Mutter hatte wie der Erblasser. Das Nachlassvermögen beträgt 120.000 K, welches zum Zwecke der Berechnung der Erbteile in zwei Hälften geteilt werden muß. Denn, wären die Eltern noch am Leben, so ginge das Vermögen auf die Eltern zu gleichen Teilen über. Zur väterlichen Hälfte von 60.000 K sind alle drei Geschwister zu gleichen Teilen berufen; es bekommt daher jedes 20.000 K. Von der mütterlichen Hälfte erben nur der Bruder und die Schwester je 30.000 K, der Stiefbruder nichts. Vom Gesamtnachlass von 120.000 K erhält somit der Stiefbruder nur 20.000 K, der Bruder und die Schwester jedoch je 50.000 K.

## Die wirtschaftliche Zukunft des Gottscheer Ländchens.

Von Dr. Hans Hanslmayer.

Der Umsturz im Jahre 1918 brachte uns nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich eine ganz andere Lage. Die wirtschaftlichen Verhältnisse waren früher leidliche; der Gottscheer Bauer suchte seine Existenz teilweise in der Bearbeitung seines Bodens und teilweise durch den Handel im Auslande. Durch die Ertragnisse aus seiner Landwirtschaft und aus dem Hausrhandel begründete sich sein kargliches Dasein. Seit dem Umsturze ist nun die Sache mit dem Hausrhandel ins Schwanken geraten. Wie sich diese Handelsgeschäfte künftig entwickeln werden, wissen wir nicht. Wie das kaufmännische Leben, in dem die Gottscheer viel geleistet haben, unter den jetzigen Verhältnissen aufblühen wird, können wir heute nicht beurteilen. Sicher scheint nur zu sein, daß der Gottscheer weder als Kaufmann noch als Hausrer jene guten Zeiten nochmals mitmachen wird, die er schon gehabt hat. Damit tritt nun aber die Frage hervor, wie soll der Gottscheer Bauer lebensfähig erhalten werden. Momentan und vielleicht noch auf Jahre hinaus hilft die große Kaufkraft des Dollars, der von Familienmitgliedern und Verwandten geschickt wird, über manche Schwierigkeiten hinweg. Aber wir sehen schon, daß die Landflucht zunimmt und die Abwanderung nach Amerika sich vergrößert. Unsere Leute sind gute Rechner; sie sagen sich, mit dem Hausrhandel ist es nun nichts mehr, andere erträglichere Wirtschaftszweige sind nicht erschließbar, vom Grund und Boden kann man nicht leben, die Steuern und sonstigen Ab- und Ausgaben werden immer drückender, was bleibt da übrig als abzuwandern und im Auslande das zu suchen, was man hier nicht finden kann.

So ähnlich stehen die Verhältnisse jetzt; kein Wunder, wenn sich alles fragt, ja läßt sich denn aus unserem Grund und Boden nicht so viel herauswirtschaften, daß man lebensfähige Bauernwirtschaften bekommen könnte? Bauern, mit welchen man darüber spricht, sagen, es ist nicht möglich. Verständige Leute, die in der Welt waren, bewundern wohl die Einrichtungen, die im Auslande von den Bauern selbst geschaffen wurden, um die Bearbeitung des Bodens zu erleichtern und speziell aber die Erzeugnisse auf den Markt zu bringen. Sie sagen, daß es da bei uns sehr im Argen liegt. Es ist sehr viel geschrieben worden, wie man hier bei uns die Landwirtschaft heben soll, sicherlich hat dies alles viel geholfen. Wenn man schon nichts anderes erreicht hat, so ist schon viel damit erzielt, daß unter den Leuten die Meinung festen Fuß zu fassen beginnt, daß die Landwirtschaft bei uns verbesserungsfähig ist. Damit ist nun schon viel erreicht. Wenn wir besser wirtschaften würden, dann müßten wir größere Erträge erzielen. Man beginnt einzusehen, daß nicht so sehr die Holz- und Ackerbauwirtschaft als vielmehr die Wiesen- und Viehwirtschaft jene Betriebszweige sind, die bei entsprechender Pflege uns gute Gewinne abwerfen müßten.

Allerdings steht es mit unserer Viehwirtschaft derzeit recht schlecht aus. Die Milchleistungen unserer Kühe sind sehr gering. Die Jungvieh- und die Stierhaltung lassen viel zu wünschen übrig. Rechnet man noch dazu, daß ihm Jahre 1921 die Schlachtvieh- und Nutzviehpreise stets im Fallen begriffen waren, dann kann man unter solchen Verhältnissen auf größere Erträge aus diesem Wirtschaftszweig auch nicht rechnen. Fassen wir zusammen, da uns weder aus der Holz- noch aus der Ackerbauwirtschaft und nun auch nicht einmal aus der Viehwirtschaft jene Erträge zufließen, die zur Erhaltung der Wirtschaft notwendig sind, dann muß man zugeben, daß unsere Bauernwirtschaften passiv sind oder werden müssen.

Das heißt, es sind nicht so viel Einnahmen da als Ausgaben zu decken sind. Die Erhaltung der Wirtschaft aus den landwirtschaftlichen Betrieben ist nicht möglich. Früher oder später muß es zur Auflaffung von Bauernwirtschaften kommen.

Die Erhaltung unserer Bauern aus der Landwirtschaft allein ist unter den heutigen Verhältnissen ausgeschlossen.

Kann unsere Landwirtschaft ertragreicher gestaltet werden? Ist dies möglich? Nach Ansicht der meisten fortschrittlicheren Bauern — ja! Welche Wege müssen wir einschlagen? Es gibt nur einen — und zwar den des Zusammenschlusses. Die Bauern müssen wie in den vorgeschrittenen Ländern sich wirtschaftlich zusammentun, um unter möglichster Ausschaltung des Zwischenhandels ihre Erzeugnisse direkt dem Verbraucher zuzuführen. Andererseits müssen sie mehr erzeugen und die Produkte ihrer Wirtschaft verbessern.

### Holz.

Die Holzwirtschaft ist bei uns gewiß ein ganz bedeutender Wirtschaftszweig. Der wirtschaftliche Zusammenschluß ist insbesondere auf dem Gebiete der Holzkohlerzeugung schon im Gange. Der gesamte Holzhandel und alle Holzverarbeitenden Wirtschaftszweige müssen ebenfalls unter dem Gesichtswinkel des wirtschaftlichen Zusammenschlusses der Besitzer entwickelt werden. Daneben soll eine geordnete Aufforstung für einen gehörigen Holznachwuchs sorgen. Die Holzwirtschaft beschäftigt heute schon viele Hunderte von Personen. Sicherlich werden zukünftig auf diesem Gebiete bei entsprechend guter Wirtschaft große Verdienstmöglichkeiten sein. Eine vollkommene Rentabilität unserer landwirtschaftlichen Betriebe ist jedoch aus der Holzwirtschaft nicht zu erwarten.

### Weinbau.

Dieser beschäftigt heute viele Leute, speziell in den an die Gegend von Materle angrenzenden Gebieten. Man rechnet, daß ein Fünftel unserer Wirtschaft seine Lebensfähigkeit im Weinbau findet. Der wirtschaftliche Zusammenschluß hat unter den Weinbauern noch nicht begonnen. Und doch werden sie sich zusammenschließen müssen und gemeinschaftlich, ihren Bedürfnissen entsprechend, einkaufen und verkaufen müssen. Daß eine Verbesserung in den Produktionsverhältnissen und eine Verfeinerung unserer Weinbauprodukte möglich ist, wird niemand bezweifeln. Auch hier muß zielbewußte Arbeit einsetzen. Gewiß werden wir dann unserer Wirtschaft aus dem Kapitel Weinbau viele Vorteile zuwenden können, aber eine Gesundung aller landwirtschaftlichen Betriebe aus dem Weinbau allein wird wohl kaum möglich sein.

## Ackerbau und Wiesenwirtschaft.

Diese Wirtschaftszweige, speziell aber Wiesenwirtschaft, bezw. Futterbau, müssen unser größtes Interesse beanspruchen. Wiesen und abermals Wiesen und zwar gute und ertragreiche Wiesen muß eines unserer Wirtschaftsziele sein. Mit der Verwirklichung unseres Tierzuchtprogrammes müssen wir immer mehr zum alleinigen Futterbau uns zuwenden. Gute Wiesen und gute Weiden geben gutes Futter und dieses brauchen wir zur großen Förderung unserer

### Tierzucht,

die heute schon das Rückgrat unserer Wirtschaft ist und die es durch entsprechende Förderung in dem Maße werden kann, daß man beinahe alle landwirtschaftlichen Betriebe tatsächlich lebensfähig erhalten kann. Allerdings dürfen wir nicht unsere jetzige Viehwirtschaft als besonders entwickelt betrachten. Kühe mit Milchleistungen von 2—3 Litern täglich können uns freilich nicht viel helfen. Wir dürfen auch nicht Schlachtvieh produzieren, das, wie wir gerade im Jahre 1921 gesehen haben, großen Preisschwankungen, meistens nach unten, unterworfen ist. Wir müssen vielmehr Rasseviehzucht betreiben, wir müssen hochwertige Zuchttiere schaffen, die zur Verbesserung der Landschläge sehr gerne gekauft und sehr gut bezahlt werden. Hochwertige Rinderrassen, hochwertige Schweinerrassen und hochwertiges Geflügel — muß unser Zuchtziel sein. Die Vorbedingungen sind bei uns, wenn auch nicht in ganz hervorragendem Maße aber immerhin gegeben. Es fragt sich nur, ob die Sache bei uns überhaupt eingeführt werden kann. Der Bauer hat für alle diese Fragen zweifellos großes Verständnis. Er fühlt, daß aus diesem Wirtschaftszweige viel zu holen ist, er sieht aber keinen Weg, der ihn zum Ziele führt. Allein steht er sich zu schwach und wie er es anfangen soll, um alle für diese Ideen zu gewinnen und zur Mitarbeit zu bekommen, weiß er nicht. Nur ein Zusammenschluß kann auch da Erfolge bringen; nur so wird es möglich sein, alles für die Wirtschaft Erforderliche zu beschaffen, in der Frage der Futterproduktion — Wiesen und Weiden — gemeinsam vorzugehen und in der Zuchtviehhaltung samt der Verwertung der Produkte Ersprießliches zu leisten.

### Der Zusammenschluß

aller Interessenten ist daher auch hier die erste Vorbedingung. In welcher Form dieser erfolgen soll, läßt sich hier noch nicht sagen. Wann er kommen wird, können wir heute nicht ermessen. Die Erfahrung lehrt, daß mit der wachsenden Not das Verständnis für solche Sachen kommt. Die zweite Vorbedingung ist die

### Beschaffung von Betriebsmitteln.

Daß wir mit den bodenständigen Viehrassen, wie sie heute gehalten werden, keine besonderen Erfolge erzielen werden, ist allen einleuchtend. Kühe z. B., die eine Tagesmilchleistung von 2—3 Litern Milch haben, werden kaum den Bedarf des betreffenden Bauernhauses decken können. Aus einem solchen Rinderbestand können wir



daher nicht viel erhoffen. Sie und da bemerkt man wohl schon höher gezüchtete Tiere, aber im allgemeinen ist unsere Rinderrasse noch auf sehr tiefer Stufe. Die Beschaffung von hochwertigen Zuchttieren ist daher unumgänglich notwendig. Ohne leistungsfähige Tiere keine Tierzucht, die uns Gewinn bringen kann. Wie man unsere Viehbestände in diesem Sinne leistungsfähiger machen wird, das mag man einer Kommission überlassen, die zu diesem Zwecke aus heimischen Fachleuten zusammenzusetzen ist.

#### Die Entwicklung der Viehzucht.

wird sich am zweckmäßigsten derart gestalten müssen, daß man im Lande selbst vorläufig fünf Zuchtmittelpunkte aufstellt und zwar kämen in Betracht Alltag, Mitterdorf, Messeltal, Wöfel und Nieg. In einem dieser Orte muß die Sache begonnen und gleichzeitig muß für die Erzeugnisse die Absatzmöglichkeit geschaffen werden. Ob man das bestehende Zuchtmaterial durch eingeführte hochwertige Stiere verbessern oder ob man in einem dieser Orte das gesamte zuchtfähige Material abschaffen und durch hochwertiges ersetzen oder ob man beide Methoden vereinigt in Anwendung bringen wird, mag man der oben erwähnten Kommission überlassen. Sicherlich wird uns der eine Weg, der mit dem Einsatz ganz frischer, hochwertiger Zuchttiere arbeitet, rascher zum Ziele führen. Natürlich müßte sich zeigen, daß die eingeführten Rassetiere hier bei uns gedeihen. Diesen Beweis haben die seinerzeit bei uns eingeführten Montafonerkühe schon erbracht. Es wird daher sicherlich dieser Rasse ein großes Augenmerk zuzuwenden sein.

Für eine gewisse Anzahl solcher in den Betrieb eingestellter Rassetiere muß natürlich auch ein entsprechend praktisch geschulter Fachmann eingestellt werden, der die Aufgabe haben wird, den Leuten zu zeigen, wie man solches Vieh hält, wie man es füttert, wie man es melkt, ferner wie der Wert der Milch bestimmt wird, wie man aus der Milchleistung und der Fütterung den Nutzungswert der Kuh bestimmt, wie die Kühe gepaart werden müssen, wie man die Stiere hält, wie man das Jungvieh aufzichtet, welche Tiere zur Zucht und welche zur Schlachtung zugeführt werden müssen. Schließlich mag es auch seine Aufgabe sein, die Zuchtbücher zu führen, den Gesundheitszustand der Tiere zu überwachen, die Milchsammlung, die Verbutterung und die Käseerei zu leiten, die Viehverversicherung und die Viehverwertung zu organisieren. Jedenfalls wird es seiner Verlässlichkeit und seinem großen Wissen vorbehalten bleiben, durch eine entsprechende Auswahl der Zuchttiere den züchterischen Wert der ihm anvertrauten Zuchttiere zu steigern. Die Werte aus dem Verkaufe sehr hoch gezüchteter Kalbinnen und Stiere sind groß. Es ist jedermann erinnerlich, welche große Werte für hochgezüchtetes Vieh in der Schweiz und in Österreich gezahlt werden. Unsere Lage in Jugoslawien zwingt uns den Markt geradezu auf. Denn auch unser Staat muß zur Aufbesserung seiner Rassen das Vieh noch im Auslande kaufen. Er wird es viel lieber im In- als im Auslande besorgen. Und damit erreichen wir ein ständiges Absatzgebiet, was wir für unser heutiges Vieh nicht haben. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir in der ehemaligen österr.-ung. Monarchie dem gut zahlenden Wiener Schlachtviehmarkt viel näher waren als die Kroaten und Serben und daß wir damals unsere Schlachtware viel leichter und besser an den Mann bringen konnten als die Kroaten und Serben. Heute sind diese dem guten Zahler viel näher als wir — außerdem sind sie infolge der leichteren Produktionsverhältnisse viel leistungsfähiger

als wir. Man sieht auch schon, daß die viehwirtschaftlichen Produkte Sloweniens (und damit unsere) in den Preisen nachgeben müssen. Die einzige nennenswerte Einnahmsquelle, welche unser Vater hatte, nämlich aus der Viehzucht, beginnt in seiner früher wenigstens leidlichen Ergiebigkeit nachzulassen. Wir müssen daher die Produktion des Schlachtviehes den billiger arbeitenden Serben und Kroaten überlassen, wir müssen dieses für uns wenig rentable Arbeitsfeld baldigst verlassen und schon aus den oben angegebenen handels- und agrarpolitischen Gründen uns der Zuchtviehproduktion zuwenden.

#### Beginn der Zuchtförderung und Aufstellung der Zuchtmittelpunkte.

Das erste Zuchtzentrum könnte man im Jahre 1922 errichten, das zweite 1923, das dritte 1924, das vierte 1925 und das fünfte 1926. In diesem Zeitraume könnte man schon relativ gute Fortschritte erzielt haben. Aus diesen Punkten könnte man sodann im Laufe der nachfolgenden Jahre die nichtgenannten Ortschaften mit Zuchtmaterial versorgen. Hand in Hand damit müßte für den Absatz der erzeugten Produkte gesorgt werden.

#### Gelbbeschaffung.

Für alle Aktionen auf dem Gebiete der Tierzuchtförderung braucht man Geld. Es wird sich zeigen, wie das erforderliche Geld aufgebracht werden wird. Werden sich die Bauern zu diesem Zwecke nach Gemeinden zusammenschließen, dann wird die Gelbbeschaffung diesen Verbänden überlassen. Erfolgt der Zusammenschluß auf einer anderen Grundlage, dann mag auf dieser das Geld beschafft werden. In anderen Ländern hat sich das genossenschaftliche Prinzip in diesen Sachen gut bewährt. Es wird zu erwägen sein, ob bei uns nicht auch dem genossenschaftlichen Prinzip der Vorzug zu geben sein wird. Jedenfalls wird das entscheidende Wort in dieser Frage die mehrfach erwähnte Kommission zu treffen haben.

#### Schlufwort.

Wenn alle diese kurzen Andeutungen, die auf die Entwicklungsmöglichkeiten unserer Vieh-, Holz- und Weinwirtschaft hindeuten, nur das eine erreichen, daß man sie als beachtenswert einem genaueren Studium unterzieht, dann haben sie ihren Zweck erreicht. Die Möglichkeit einer Entwicklung ist gegeben. Der schwierigste Punkt ist natürlich wie überall die Finanzierung. Gelingt diese und die Mitarbeit der Besitzer zu gewinnen, dann muß die Sache erfolgreich arbeiten. Von der Umwandlung unserer jetzigen Viehwirtschaft in die Rasseviehzucht muß man sich wohl am meisten versprechen. Daß die Schwierigkeiten bis zur Erreichung dieses Zieles ganz bedeutende sind, ist leicht einzusehen. Immerhin würde es sich lohnen, sobald als möglich sich dem Studium dieser Fragen zu widmen. Denn von einer glücklichen Lösung dieser Fragen wird die wirtschaftliche Zukunft unseres Ländchens abhängen.

## Schule und Haus.

Von Oberlehrer Hans Loser, Morobitz.

In schlichten Worten führte ich im Vorjahre an dieser Stelle den Eltern vor Augen, wie wichtig das Zusammenwirken von Schule und Haus für die Erziehung der Jugend ist. Zum Wohle unseres Volkes und zum Nutzen unserer engeren Heimat will ich den begonnenen Faden heuer weiterspinnen.

Im Vorjahre erzählte ich, mit welchem Unverstand die Eltern ihre Kinder oft auf den Schulbesuch vorbereiten. Trotz aller vorgemalten Schrecknisse hat der kleine Knirps Schule und Lehrer recht bald lieb gewonnen und täglich trippelt er den weiten Weg zur Schule mit großem Eifer. Wie andächtig lauscht er in der Schule den Worten seines Lehrers! Jeder Tag bringt etwas Neues, jeder Tag fesselt das Kinderherz enger an Lehrer und Schule. — Natürlich bringt hier der praktische Schulmann alles in Worten, die dem kindlichen Wesen angemessen sind. Auch geht er im Unterrichte von Stufe zu Stufe langsam und bedächtig vor. Bekanntlich erzählen die Kinder gerne zu Hause, was der Lehrer sagt. Vor den Augen der Eltern malen sie die häuslichen Übungen. Leider fallen bei dieser Gelegenheit von den Eltern aus Unverstand oft abfällige Äußerungen über Schule und Lehrer. Die vielen Vorübungen erscheinen ihnen ganz überflüssig und sie erwarten nach einigen Wochen, mitunter Tagen, daß ihr Liebling schon fließend schreiben und lesen soll. Ja, so schnell geht die Sache eben nicht!

Das Leben und Weben in der Schule schreitet langsam und sicher vorwärts. Es gleicht dem Leben in der Natur. Wie man das Gras nicht wachsen sieht, und doch wird es täglich größer, so merkt es der Laie nicht, wie sich die Kenntnisse des Kindes von Tag zu Tag erweitern.

Vielen Eltern fehlt es an Einsicht und Geduld. Sie lassen sich vor ihren Kindern zur abfälligen Äußerung hinreißen: „Euer Lehrer (Lehrerin) versteht nichts, wir haben seinerzeit viel schneller und mehr gelernt!“ Derartige unüberlegte Bemerkungen erzeugen zuweilen im jugendlichen Herzen nicht nur Abneigung vor dem Erzieher, sondern auch Gleichgültigkeit und Unfolgsamkeit. Das Kind verliert den Verneiner und schließlich und endlich haben die Eltern durch solche unüberlegte Bemerkungen nur sich und ihrem Kinde, nicht aber dem Lehrer geschadet.

Wenn der kleine Anfänger von den Erlebnissen in der Schule erzählt, so kann man gar oft von den Eltern die mißbilligende Äußerung hören:

„Solche Dummheiten haben wir nicht gelernt.“ Die Ursache liegt darin, daß sie den Zusammenhang der Sache nicht genau erfassen. Es handelt sich oft um eine Vorübung zu einem neuen Buchstaben oder um eine Erzählung, die dem Kinde etwas veranschaulichen und leichter faßbar machen soll. Die Eltern vergessen eben nach Jahren, mit welchen Mitteln und Behelfen ihnen dazumal ihre Lehrer die erworbenen Kenntnisse beigebracht haben.

Nicht selten geschieht es auch, daß das fleißige Kind, wenn es seine Hausübungen macht, einfach mit den Worten „Mach deine Kratzerei anderswo!“ vom Tische weggeschoben wird! Oder es übt sich im Auswendiglernen eines Gedichtes, im lauten Lesen, im Eindrillen des Einmaleins usw. Oft fallen da die berben Worte: „Halt doch deinen Mund und störe mich nicht!“ Das ewige Einerlei hört sich mitunter wohl lästig an, insbesondere, wenn die Eltern mit anderen Sorgen zu kämpfen haben, doch da muß man sich eben überwinden und Geduld walten lassen. Das Kind sorgt ja auch für seine Zukunft und baut an dem dornenvollen Lebenswege. Gut ist es, wenn die Umstände es erlauben, daß man den Kindern ein eigenes Lernzimmer anweist. Natürlich ein armer Reuscher kann sich das nicht leisten!

Mit Rücksicht auf die eben angeführten Unannehmlichkeiten, oder mitunter anderen Vorschriften folgend, unterlassen es viele Lehrpersonen, den Schülern überhaupt Hausübungen zu geben. Da hört man dann gar häufig wieder die sonderbare Äußerung: „Mein Gott, unsere Kinder lernen doch gar nichts; ich sehe nie eine Hausaufgabe.“ So war es zu unseren Zeiten nicht.“ Die Schuld fällt wieder auf Schule und Lehrer.

Die Kinder gehen gerne zur Schule und machen gerne Hausübungen, doch werden sie oft leichtfertiger Weise davon abgelenkt. Arbeit und Viehweiden sind gewöhnlich die Beweggründe. Gar häufig hört man die geflügelten Worte: „Wir leben von der Arbeit und nicht von der Schule!“ Es liegt etwas Wahrheit darin, aber die Eltern sollen bedenken, daß sich die Kinder in der Schule Schätze sammeln für ihr ganzes Leben, die kein Dieb stehlen, kein Feuer verbrennen kann.

Schweren Herzens bleibt manches Kind auf Befehl der Eltern zu Hause, denn es weiß recht gut, damit reißt ein Glied aus der Kette des Lernens. Es wird von dem Gedanken geplagt, welchen Entschuldigungsgrund es dem Herrn Lehrer anführen werde. Unüberlegt flüstert ihm die Mutter (Vater) zu: „Sage, du warst krank!“ Ja, eine Lüge soll es seinem Erzieher sagen? Doch die Mutter will es und es muß geschehen. Der Lehrer glaubt es. Die erste Lüge ist gelungen und das Kind merkt sich dieses Rezept. So legen manche Eltern den Keim zur Lügenhaftigkeit ins unverdorbene Herz. Die Lüge ist bekanntlich ein böser Samen, aus dem nie gute Früchte kamen. Das Kind gewöhnt sich nicht nur daran, den Lehrer zu belügen, sondern es belügt gar bald auch die eigenen Eltern. Merket: **Aus dem Lügner wird ein Dieb!**

Ein Schüler wird z. B. in der Schule wegen eines groben Vergehens vom Lehrer strafweise zurückgehalten und kommt eine Stunde später nach Hause. Da wird ein lügenhafter Schüler gewiß nicht den wahren Grund angeben, sondern denselben verdrehen und schließlich dem Lehrer die Schuld zuschreiben. „Ja, der Lehrer hat unrecht gehandelt, denn unser gutes Kind hat noch nie gelogen,“ meint da die wahrheitsliebende Mutter. Und doch hat es oft gerade sie zum Lügen erzogen!

Bei Schulstrafen sollen die Eltern stets überlegend vorgehen. Der Lehrer straft nicht zum eigenen Vergnügen, sondern damit das Kind sich bessert. Es ist doch der sehnlichste Wunsch der Eltern, daß ihre Kinder brav und gut heranwachsen, daß sie einmal nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden. Daher sollen sie dem Lehrer nicht entgegen arbeiten, sondern sich mit ihm beraten, wie dem Kinde dies und jenes abzugewöhnen wäre.

Leider geschieht das Gegenteil gar häufig. Die Folge davon ist, daß oft der Richter das letzte Wort sprechen muß. Zwistigkeiten zwischen Schule und Haus zerstören das erhabene Werk der Jugendberziehung. Also fort mit allem, was das gute Einvernehmen stören könnte. Nur durch Einigkeit kann unser Schulleben erstarren und sich auf der angelangten Höhe erhalten. In der Schule liegt unseres Volkes Zukunft, daher sollten Lehrer und Eltern Hand in Hand gehen für unseres Volkes Größe und Zukunft.

## Spruchwörter.

D'r v'rchtont hofschet mit'n schtöck.  
 Schmidsch de rösch unt schustarsch de baib'r geant düch puervoß.  
 Dar olts tol kimmät et schaub'n.  
 Ib'roll is güet, ahuaim is an pescht.  
 Je mear mon shi froget, je mear juckat's.  
 Von nuonint ischt güet schickn, von baint ischt güet lugn.  
 Benn d'r pattlar af's rösch kimmät, raitet ar pahent.  
 Gait gött 's haffle, gait ar a 's grassle.  
 Bu d'r hünt vriffet, müß ar a kul.  
 Bill gött a norre hubn, mochet ar an autn monn z'a bippare.  
 Guetmonn ischt kuaatmonn.  
 Dar hungrige redet von pruata.  
 Pessar a lausch pai krauts bis guer nisch.  
 's uai ischt geschaitar bis de henna.  
 Benn's in eshl zö güet geat, geat ar af's aisch tonzn.  
 Bear kuain ears hot, hot kuain schonts.  
 Benn de koga pain schpact ischt, oltr vriffet shi.  
 Benn mon von par redet, kimmät ar.  
 Quas mi et prennat, prach i et zö plusshn.  
 Ollai gahait tet kuain güet.  
 Bu shi d'r eshl belgät, plaitet huor.  
 Benn de kus hin ischt, shai 's lauble a nöch.  
 D'r müet uetn shmedet pessar bis Quaihochar de pruatn.  
 Zbean herts schtuains mulent et.  
 A posoffaiton baibet mon mit a vüede hais auß.  
 Ar't d'r koga tots geschuait.  
 Bis gelih, shö gtearät.

W. T.

## Liebesgabenammlung des Bundes der Gottscheer in Amerika.

Von Johann Medik, Unterdeutschan.

Wir Gottscheer fühlen uns angenehm verpflichtet, allen jenen Landsleuten in Amerika, die gerührt von der Not der Heimat in so unerwartet freigebiger Weise Liebesgaben für ihre Brüder im alten Vaterland beisteuerten, auch an dieser Stelle den herzlichsten, innigsten Dank auszusprechen. Es war eine Überraschung, die wie ein



Josef Jonke  
 geb. am 17. April 1871 in Altfrisch,  
 Gemeinde Nesseltal.



Josef Pettin  
 geb. am 19. März 1872 in Gottschee

Elementarereignis wirkte, denn niemand dachte daran, daß auch überm Meer treue Herzen für uns schlagen und uns nicht vergessen haben.

Der „Verein der Gottscheer in Amerika“ ging, wie es brüben Sitte ist, unverzagt und unverbroffen ins Beug, ohne sich von allfälligen Hindernissen abschrecken zu lassen. Es stellten sich aber, wie wir gleich sagen müssen, keinerlei Bedenklichkeiten dem Unternehmen in den Weg. Die Sache ging wie am Schnürchen und bald waren Schätze aufgestapelt, die reichen Segen in das alte Land bringen sollten. Obenan standen die Herren Josef Jonke aus Altfrisch Nr. 4 (Schriftführer des Vereines), Josef Pettin aus Gottschee (Schatzmeister), J. Petsche aus Langenton und Johann Tramposch aus Nesseltal Nr. 37, die bald mit Stolz auf die gefüllten Lagerräume blicken konnten. So weit wäre die Sache allerdings glatt gegangen. Nun kam aber die Verfrachtung. Die Sendungen gingen von Amerika jedenfalls rechtzeitig ab, blieben

aber leider in Triest unbeachtet liegen, so daß es viel Zeit und Mühe verursachte, sie überhaupt noch aufzufinden. Es ergaben sich sowohl Grenz- als Zollschwierigkeiten, die bei dem herrschenden Wirrsal schier unüberwindlich schienen. Wer anfragte, wurde entweder barsch abgewiesen oder auf einen späteren Zeitpunkt vertröstet, was sich durch Monate hinzog. Trotz aller Briefe aus Amerika hatte man fast verzichtet, in den Besitz der wertvollen Güter zu gelangen, bis endlich die freudige Botschaft kam, alles sei wohlbehalten an Ort und Stelle und würde demnächst von Vertrauenspersonen in den einzelnen Gemeinden verteilt werden.

Ein Verzeichnis der Spender, das bereits früher eingetroffen war, erregte allgemeine Begeisterung. Alle waren dem Aufrufe des Vereines bereitwillig gefolgt und hatten, jeder in seiner Weise, mitgeholfen, um das gesteckte Ziel zu erreichen.



J. Felsche  
geboren in Langenton.



Johann Tramposch  
geb. am 24. Juni 1865 in Resfeld Nr. 37.

Wegen des beschränkten Raumes, den uns der Kalender heuer noch bietet, wo wir mit jeder Zeile sparen müssen, wird man uns es jenseits des Ozeans nicht übel deuten, wenn wir die großherzigen Spender nicht namentlich anführen. Ein Platz im Herzen der Zurückgebliebenen ist ihnen sicher und dazu berufen, den Bund der Heimatgenossen zwischen Gottschee und Amerika stets enger zu knüpfen.

Die Liebesgaben, frei von allen zollämtlichen Auslagen, die ebenfalls drüben in Amerika entrichtet wurden, haben manches alte Ehepaar, manche mit Kindern gesegnete Familie mit Lebenshoffnung erfreut.

Diese Gaben erzielten dadurch einen doppelten Wert, indem sie bewiesen, daß die alte Stammestreue noch immer im Herzen der Gottscheer lebt, wenn man auch meinte, sie sei im Treiben der Welt untergegangen. Im Gegenteil! Sie wurde nur bestärkt und läßt uns frohen Mutes in die Zukunft blicken.

## Einige Bemerkungen über die „Erantheme“.

Von Dr. Georg Köffel, Gottschee.

Unter Eranthemem versteht man jene akuten übertragbaren Infektionskrankheiten, die alle mehr oder weniger krankhafte Veränderungen der Schleimhäute, insbesondere aber der Hautdecke aufweisen, von leichterem oder schwererem Fieber begleitet sind und Störungen des Allgemeinbefindens zeigen. Zu den Eranthemem zählt man den Scharlach, die Masern, die Röteln und die „Vierte Krankheit“. Alle diese Krankheiten haben das Eine gemeinsam, daß ein einmaliges Überstehen ein nochmaliges Erkranken fast ganz ausschließt. Es sind nur ganz vereinzelt Fälle bekannt, die ein zweimaliges Erkranken einwandfrei feststellen. In den meisten Fällen liegt ein Irrtum in der Erkennung der Krankheit vor, da leichte Fälle von Masern mit Röteln, andererseits die Röteln und die Vierte Krankheit unter sich und mit Scharlach verwechselt werden können. Das am meisten in die Augen springende Symptom der Erantheme ist der Hautauschlag (verschieden große, rotgefärbte Flecken auf der Haut).

Die Erantheme werden hervorgerufen durch Bakterien — Krankheitserreger — und deren Giftstoffe. Der Hautauschlag entsteht dadurch, daß die Giftstoffe des jeweiligen Krankheitserregers die feinen Gefäßwände der feinsten Blutgefäße (Kapillaren) stellenweise schädigen, diese sich erweitern und infolge dessen eine lokale Rötung der Haut auftritt. Dadurch entstehen entsprechend der jeweiligen Krankheit auf der Haut verschieden reichlich angeordnete, verschieden große und verschieden gefärbte Hautveränderungen, der Ausschlag. Es gibt jedoch bei den einzelnen Epidemien auch Krankheitsfälle, die so leicht verlaufen, daß es zu keinem Hautauschlag kommt. Solche Fälle spielen nicht selten bei der Verschleppung und Ausbreitung der betreffenden Krankheit eine gewisse Rolle, da sie unerkannt einer Evidenzführung und Isolierung entgehen und dadurch die Verbreitung begünstigen.

Die Übertragung der Erantheme geschieht von Kind zu Kind, nur beim Scharlach auch durch eine dritte Person und durch Gegenstände, Spielsachen, Kleider usw. Besonders im Beginn einer Erkrankung, wenn die katarthälischen Erscheinungen im Mund- und Nasenrachenraum am stärksten ausgeprägt sind, ist die Gefahr der Übertragung, die Ansteckungsgefahr, am größten. Beim Sprechen, Husten und Niesen verlassen den Mund und die Nase feinste Tröpfchen und Bläschen, die Krankheitserreger enthalten, und schweben in der nächsten Umgebung des Kranken in der Luft. Das Einatmen der Bläschen und Tröpfchen ist nun die Ursache einer Neuerkrankung. Aus diesem Grunde müssen die erkrankten Kinder von den übrigen abgefordert werden, andererseits sollen gesunde Kinder die erkrankten nie besuchen. Die Spielsachen, die Kleider und Betten der an Scharlach erkrankten Kinder müssen sorgfältig desinfiziert werden, bevor sie wieder benutzt werden können.

Wir wollen nun die einzelnen Eranthemem etwas näher ins Auge fassen.

### Scharlach.

Die Erkrankung beginnt plötzlich mit Erbrechen, Halsschmerzen, allgemeiner Mattigkeit und Fieber. Der Hautausschlag zeigt sich öfters schon nach einigen Stunden und beginnt gewöhnlich an der Brust, verbreitet sich dann über die Schultern, den Rücken, die Hände, den Rumpf und die Beine. Der Ausschlag ist feinpunktiert, griefig; in schweren Fällen erscheint der Körper manchmal diffusgerötet, scharlachrot. Das Gesicht ist gewöhnlich nur gerötet und zeigt keinen Ausschlag. Die Umgebung der Nase und des Mundes bleibt dagegen auffallend blaß. In typischen Fällen bleibt der Ausschlag bis zum dritten Tage auf voller Höhe, um dann langsam zu verschwinden. Die Nasengebilde sind stark gerötet und nicht selten sind Beläge an den Mandeln vorhanden. Die Unterkieferdrüsen schwellen an, sind tastbar und nur mitunter sichtbar. Bei normalem Verlauf der Krankheit schwindet das Fieber am siebenten oder achten Tage. Die Schuppung beginnt gewöhnlich am Ende der dritten Woche und ist deutlich ausgesprochen. An den Händen und Füßen ist dieselbe stets großlamellig mitunter handschuhartig.

Der Scharlach ist öfters von Nacherkrankungen begleitet, und zwar von Erkrankungen des Mittelohres und der Nieren. Gefürchtet sind die Nierenentzündungen, die gewöhnlich erst am Ende des Krankheitsverlaufes, in der dritten oder vierten Woche aufzutreten pflegen, weshalb scharlachkranke Kinder mindestens 4 Wochen das Bett hüten müssen.

### Masern.

Dem Auftreten des Hautausschlages geht bei Masern ein 3—4tägiges Vorstadium voraus. Dieses Vorstadium ist charakterisiert durch katarrhalische Erscheinungen des Nasenrachenraumes, der Mundhöhle, der Luftröhre und Bronchien und, was der Krankheit ein besonderes Bild gibt, durch einen Katarrh der Augenbindehaut. Die Augenlider sind gerötet, verdickt und verkleben infolge der stärkeren Absonderung. An der Mundschleimhaut, besonders an der Wange, treten die sogenannten Koplic'schen Flecken auf, das sind gelblichweiße, kalksprigerähnliche Pünktchen, die die Größe eines Stecknadelkopfes erreichen. Dieses Vorstadium beginnt mit Fieber, welches am 2. oder 3. Tage sinkt, um am 4. Tage beim Ausbruch des Ausschlages plötzlich emporzusteigen. Der Ausschlag zeigt sich zuerst am Kopfe und im Gesichte und breitet sich dann langsam über den übrigen Körper aus. Die Masernflecke sind von blaß-roter bis hellroter Farbe und haben verschiedene Größe — Hirsekorn- bis Hellegröße. Der Masernausschlag hat die Neigung zusammenzufließen, wodurch größere, unregelmäßig geformte Flächen entstehen. Es bleiben jedoch immer noch größere oder kleinere Partien gesunder Haut dazwischen. Das Fieber ist während der Ausbreitung des Ausschlages ziemlich hoch, bis 40°, sinkt jedoch meistens nach 2 bis 4 Tagen zur normalen Höhe. Als Komplikationen treten bei Masern Erkrankungen des Mittelohres, ausgedehnte Bronchitiden und katarrhalische Lungenentzündungen auf. Ist nach dem Zurückgehen des Ausschlages die Temperatur noch immer hoch und atmen die Kinder beschleunigt und angestrengt, dann denke man an diese Komplikationen. Schwere Bronchitiden und Lungenentzündungen bewirken öfters ein plötzliches Verblaffen des Ausschlages, und zwar dadurch, daß die erkrankten inneren Organe stärker mit Blut überfüllt werden. Diese blaßbläuliche Verfärbung des Ausschlages wird im

Volksmunde mit Unrecht als Zurück schlagen des Masernausschlages bezeichnet. Die Hautschuppung nach Masern ist geringfügig, mehl- bis kleienförmig. Die Übertragung der Masern geschieht sehr leicht; die Neigung zum Erkranken ist bei allen Kindern, die die Masern noch nicht überstanden haben, eine sehr große, weshalb speziell bei Masern immer große Epidemien entstehen.

### Röteln.

Die Erkrankung beginnt plötzlich, ohne ein besonderes Vorstadium, mit einem kleinfleckigen — nur selten großfleckigen, masernähnlichen — Ausschlage. Die Flecken zeigen sich zuerst am Kopfe und im Gesichte und verbreiten sich dann sehr rasch über den übrigen Körper. Der Ausschlag fließt, im Gegensatz zu Masern, nie zusammen. Auch verblaßt der Ausschlag sehr rasch, so daß er fast nie am ganzen Körper zur gleichen Zeit in voller Entwicklung gesehen werden kann. Das Fieber ist gering und flüchtig. Eine konstante Erscheinung ist eine ausgesprochene Schwellung der Halsdrüsen, insbesondere der Nackendrüsen. Die katarrhalischen Erscheinungen sind gewöhnlich gering, geringfügig ist auch die nachträgliche Abschuppung. Das Allgemeinbefinden ist wenig gestört, das Fieber ist mäßig und von kurzer Dauer.

### Die „Vierte Krankheit“.

Die „Vierte Krankheit“ beginnt gleich den Röteln gewöhnlich plötzlich, ohne ein Vorstadium. Der Ausschlag ist klein, dicht punktiert, ergreift — im Gegensatz zu Scharlach — auch das Gesicht und bedeckt in wenigen Stunden den ganzen Körper. Die Störung des Allgemeinbefindens und das Fieber ist gering. Die katarrhalischen Erscheinungen sind unbedeutend, die Halsdrüsen weniger geschwollen wie bei Röteln. Nacherkrankungen sind nicht zu befürchten.

## Du bist ein Gottscheer ...

Von Amalie Erker, Mitterdorf.

Du bist ein Gottscheer; weißt du das?  
Deine treuen, deutschen Ahnen  
Mußten sich hier Wege bahnen;  
Fanden nichts als Wild und Wald,  
Machten aber trotzdem „Halt“.

Du bist ein Gottscheer; fühlst du das?  
Fühlst du nichts in deiner Seele,  
Schnür's dir niemals zu die Kehle? —  
Das wohl sonst ein jeder kennt  
Und es „Volksbewußtsein“ nennt. —

Du bist ein Gottscheer; zeigst du das? —  
Ohne Furcht und ohne Bangen  
Kannst du stets dein Ziel erlangen,  
Wenn du zeigst, wer du bist, —  
Weil das keine Schande ist. —

Wer sich aber dessen schämet,  
Seine eig'nen Füße lähmet. —  
Wer nicht weiß, was Ehr' und Pflicht —  
„Ein Gottscheer“ ist der nicht! — —

## Büchtereiche und geburtshilfliche Winke für den Landwirt.

Von Genossenschaftstierarzt Franz Arko.

Über dieses Kapitel wurde schon sehr viel geschrieben und doch hat mich meine Praxis dazu bewogen, mir für den „Gottscheer Kalender“ dieses Thema zu wählen, da ich damit dem Viehzüchter das bringen will, was er alltäglich nützlich verwerten kann. Ich erachte es umso notwendiger, darüber zu schreiben, da doch die Viehzucht und ihre Produkte (Milch, Käse, Butter) zur einzigen allgemeinen Einnahmequelle unserer Landwirte geworden sind.

Die schlechte Futterernte des vergangenen Jahres und der damit verbundene Preissturz des Viehes hat manchem Landwirte die Lust zur Viehzucht verleidet, denn er mußte manches Stück Vieh, das er mit schweren physischen und materiellen Kräften gezüchtet hatte, um einen Spottpreis der Schlachtbank übergeben.

Die schlechte Ernte, die niederen Viehpreise, Höchstpreise für Milch (5—8 K), hohe Steuern, dazu noch die Dollarsucht mit ihren Folgeerscheinungen der Auswanderung, das sind Momente, die das Jammern unserer Landwirte vollauf gerechtfertigt erscheinen lassen.

Von einer geordneten Zucht kann man bei uns, wenn man ehrlich sein will, überhaupt nicht sprechen, denn es fehlt an raffigem Zuchtmaterial, an guten Stallungen, an guten Weiden und nicht zuletzt auch an Arbeits- und Wartepersonal.

Es ist durchaus nicht die Aufgabe meines Themas, über Verbesserung des Zuchtmaterials, der Stallungen usw. zu schreiben, sondern ich will dem Landwirte nur klarlegen, wie er das derzeit vorhandene Zuchtmaterial züchterisch verwerten soll; er soll ferner auch erfahren, wie ein trächtiges Tier zu behandeln ist und wie er sich bei der Geburt eines Tieres zu benehmen hat.

Der Nutzungszweck unserer Viehhaltung ist auf Viehzucht mit teilweiser Milchwirtschaft gerichtet. Wir züchten nicht reines Mast-, Milch- oder Zuchtvieh, sondern kombinieren zwei Richtungen. Im Vordergrund steht die Zuchtrichtung, wenn man von einer solchen sprechen darf, nebenbei Milchwirtschaft und die zum großen Teil nur für den Hausgebrauch. Reine Mast wird bei uns nur bei Schweinen betrieben.

Wir haben also, was Viehzucht bzw. Zuchtrichtung anbelangt, recht wenig aufzuweisen und dürfte es bei vielen Lesern den Anschein erwecken, als ob wir das Vieh rein des Dünners wegen im Stalle hätten.

Wenn wir nun schon Viehzucht, verbunden mit Milchwirtschaft, betreiben wollen, so ist es für jeden Landwirt Grundbedingung, nur gesundes und vor guten Melkkühen abstammendes Vieh in seinen Stall zu stellen. Hat er dann solches im Stall, dann muß er es aber auch verstehen, dasselbe züchterisch auszunutzen. Fehlerhafte Züchtungsweise verzärtelt den Organismus, es wird eine krankhafte Veranlagung herangebildet, welche sich von den Eltern auf die Nachkommen vererbt. Tiere, welche

eine erbliche Anlage in sich tragen oder gar mit einem Erbfehler belastet sind, müssen von der Zucht unbedingt ausgeschlossen werden. Die längere Verwendung von Tieren aus einer erblich belasteten Familie führt zum Ruin der Zucht.

Von großer Wichtigkeit ist ferner die Fütterungsweise, denn sie hat bei jungen Tieren großen Einfluß auf ihre Frühreife. Es ist nicht zu leugnen, daß weibliche Tiere, welche man durch sehr reiche Ernährung von ihrer frühen Jugend her in ihrer Entwicklung vorwärts getrieben hatte, schon in einem Alter brünstig werden, in welchem eine Befruchtung nicht stattfinden darf, und daß sie, falls die Begattung nicht bald gestattet wird, für die Folge leicht unfruchtbar werden. Besonders Rinder und Schweine sind diesbezüglich sehr empfindlich. Tiere, welche dem Zuchtzweck dienen sollen, müssen, was Nahrung anbelangt, das Mittelmaß erhalten, dürfen daher nicht zu reichlich, aber auch nicht zu kärglich gefüttert werden. Ausreichende Bewegung ist nebenbei unerlässlich. Zuchttiere dürfen unter keinen Umständen Masttiere sein.

Man hat ferner zu beobachten, daß Tiere ein gewisses Alter erreicht haben müssen, ehe man sie zur Zucht zuläßt. Es läßt sich dies natürlich nicht auf Monate oder gar Tage genau abgrenzen, denn die Früh- bzw. Spätreife der Tiere ist nicht allein von der Fütterungsweise abhängig, sondern sie ist in erster Linie individuell.

Als untere Altersgrenzen kann man für Hengste  $3\frac{1}{2}$  Jahre, für Stiere  $1\frac{1}{2}$  Jahre, für Schafböcke, Ziegenböcke und Eber 1 Jahr annehmen. Noch viel genauer soll diese Grenze bei weiblichen Tieren eingehalten werden, welche bei Stuten 4 Jahre, bei Kalbinnen  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Jahre, bei Schafen, Ziegen und Säuen 1 bis  $1\frac{1}{2}$  Jahre beträgt.

Es wird doch jedem vernünftigen Landwirte einleuchten, daß ein Tier, das noch mit seiner eigenen Körperentwicklung zu schaffen hat, nicht auch noch den Fötus hinreichend ernähren kann. Geschieht es aber trotzdem, so leistet das Muttertier das auf Kosten seiner eigenen Gesundheit.

Die Altersgrenze, bis zu welcher Tiere zur Zucht verwendet werden können, ergibt sich von selbst, d. h. solange dieselben noch kräftige und gesunde Nachkommen liefern.

Von Kühen und Schafen kann verlangt werden, daß sie alljährlich, von Säuen sogar, daß sie regelmäßig zweimal im Jahr Junge bringen. Das gilt natürlich für Tiere, die nicht durch Krankheit usw. geschwächt sind. Auch Stuten, die nicht anstrengende Arbeit zu leisten haben, können ohne Nachteil jährlich ein Fohlen liefern.

Als Deckzeit hat zu gelten, für Stuten das erste Koffen nach der Geburt, welches nach 9 bis 10 Tagen auftritt. Sie nehmen in dieser Zeit am leichtesten auf. Bei Kühen soll man das erste Rindern nach dem Kalben, das ist nach 3 bis 7 Wochen, auslassen und erst das zweite benützen. Bei Schafen und Ziegen tritt die Brunst 6 bis 8 Wochen, bei Säuen 8 Wochen nach der Geburt auf und soll diese erste Brunst als Deckzeit benützt werden.

Es sei angeführt, daß bei Schweinen Verwandtschaftszucht auf jeden Fall vermieden werden soll. Wenn auch das englische Vollblutpferd (Nennpferd), ferner die überaus mastfähigen englischen kurz- und langhörnigen Rinderrassen ihre Nutzungseigenschaften der Verwandtschaftszucht zu verdanken haben, so bildet eben das Schwein in dieser Hinsicht eine Ausnahme. Die Nachkommen werden körperlich immer schwächer, die Fruchtbarkeit verringert sich, die Tiere nehmen nicht auf oder verwerfen öfters, die

Zahl der lebensfähigen Jungen wird geringer. Das Zurückgehen der Fruchtbarkeit und das Klümmern der Jungen wird immer augenfälliger, ja, es werden nicht selten mißgebildete Ferkel zur Welt gebracht. Es kann in solchen Fällen vorkommen, daß der ganze Bestand des Stalles, welcher bisher die erfreulichsten Erträge abwarf, dahingerafft wird.

Die Nichtkenntnis dieser Tatsache mag auch die Ursache gewesen sein, daß viele unserer Landwirte die einst betriebene Schweinezucht als unrentabel aufgelassen haben.

Sie besorgten sich ihre Fatterschweine von hiesigen Händlern oder auf den Märkten zu Rudolfswert, Tschernembl usw. Mit den Schweinen wurden leider auch die Seuchen eingeführt.

Im vergangenen Jahre blieben wir von den Seuchen (Rotlauf, Pest und Schweine-seuche) so ziemlich verschont, was ich besonders dem Umstande gutschreibe, daß die meisten unserer Landwirte ihren Bedarf bei heimischen Züchtern deckten.

Im Jahre 1920 gingen hunderte von Schweinen an Seuchen (besonders Pest) ein; und ganz merkwürdig, es erkrankten durchwegs nur die eingeführten Schweine. Es scheint somit die Behauptung, daß die Schweinezucht unrentabel ist, doch nicht ganz richtig zu sein, denn die von hiesigen Landwirten gezüchteten Schweine blieben durchwegs von den Seuchen verschont.

Die Schweinezucht ist besonders bei uns sehr dankbar, wenn sie mit züchterischem Verständnis betrieben wird. Verwandtschaftszucht darf nicht betrieben werden, denn die Blutauffrischung ist der sicherste Weg zur Kräftigung der degenerierten Bestände.

Was die Gesundheitspflege der trächtigen Tiere anbelangt, so ergibt sich diese von selbst. Sie hat nur dafür Sorge zu tragen, daß durch eine entsprechende Ernährung und Pflege der Muttertiere der Fötus sich normal und kräftig ausbildet und daß er nicht vorzeitig lebensunfähig oder abgestorben ausgestoßen wird.

Das Futter muß so sein, daß es dem Jungen alle für sein Wachstum erforderlichen Nährstoffe im richtigen Verhältnisse zuführt, namentlich aber muß Eiweiß und Kalphosphat in der Nahrung reichlich vorhanden sein. Ist die Nahrung, welche der Mutter zugeführt wird, unzulänglich und arm an Eiweiß, so wird sich das Junge zwar entwickeln, jedoch unzulänglich und auf Kosten der Mutter, welche dann der Abmagerung anheimfällt. Bei solchen Muttertieren genügt der geringste Anstoß, um ein Verwerfen hervorzurufen.

Der phosphorsaure Kalk ist wiederum für die Entwicklung des jugendlichen Skelettes unentbehrlich, besonders aber in der zweiten Hälfte der Trächtigkeit, wo der größte Teil desselben die Verknöcherung eingeht.

Ist phosphorsaurer Kalk nicht in genügender Menge im Futter enthalten und wird so der Mutter zugeführt, so geschieht die Verknöcherung des jugendlichen Skelettes auf Kosten der Mutter. Es ist Tatsache, daß fast nur trächtige und milchende Tiere von Knochenbrüchigkeit befallen werden, welche eben den Kalk für den Skelettbau des Fötus und die Milch hergeben müssen.

Besonders Kühe und Schweine leiden sehr oft an dieser Krankheit, dagegen wird sie bei Stuten und Schafen nicht angetroffen.

Das Futter soll aber keinesfalls zu reichlich bemessen werden, denn Fettleibigkeit ist für trächtige Tiere ein unerwünschter Zustand. Gemästete Tiere sind schlechte Mütter,

welche fast regelmäßig kleine und magere Junge zur Welt bringen und häufig auch verwerfen.

Also, nicht zu reichliche, aber auch nicht zu karge Nahrung, so daß der Körper der trächtigen Tiere zwar kräftig, aber nicht gemästet ist. Trächtige Tiere sollen und müssen Bewegung machen, d. h. sie können im langsamen und leichten Zuge verwendet werden. In den letzten drei Wochen soll das Arbeiten unterbleiben und das Tier frei umhergehen.

Dem Geburtsakt als solchen muß der Landwirt die größte Aufmerksamkeit schenken, wenn er vor schweren wirtschaftlichen Schäden bewahrt bleiben will.

Während die Geburt eines Fohlens in der Regel rasch und glatt vor sich geht, ist es beim Kalbe wohl weniger der Fall. Die wichtigsten Momente bei der Geburt sind Reinlichkeit und Ruhe. Sobald man Anzeichen der Geburt merkt, hat man vorerst für ein geräumiges und weiches Lager des Muttertieres zu sorgen. Scheint eine innere Untersuchung für geboten, so hat sich der Untersuchende gründlich die Hände zu reinigen und die Nägel zu schneiden. Übrigens lasse man nicht Unkundige an dem Tiere herumarbeiten, denn mit roher Gewalt ist nichts zu erreichen. Reinlichkeit, Ruhe, klare Überlegung, Erfahrung und genaue Kenntnis der Geburtswege sind einem Geburtshelfer nötig. Ist z. B. durch zu frühes Eingreifen die Fruchtblase gewaltsam geöffnet worden, so wird der Geburtsweg trocken und er wird sich in diesem Falle nicht mehr erweitern, denn die Blase ist ja jener Faktor, der den Geburtsweg durch elastischen Druck erweitert. Sind ferner die Organe geschwollen oder gar verletzt, so kann auch der Tierarzt in der Regel nicht mehr helfen.

Leider wird in dieser Hinsicht von Unkundigen bezw. Kundigenwollenden viel gesündigt. Schwere Geburten vermeidet man durch Vorbeugungsmaßregeln. Als solche kommt die richtige Haltung der trächtigen Tiere in Betracht. Trächtige Tiere müssen Bewegung machen. Trächtige Stuten sollen bis zu dem Tage leichte Arbeit verrichten, an welchem man die Geburt erwartet.

Rindern verschaffe man einen genügend großen Raum im Stalle, da sonst leicht Verlagerungen des Kalbes vorkommen können. Stuten bringt man am besten in eine Boxe. Das Melken tragender Kühe vor der Geburt ist unstatthaft, da sonst die Wehen ausbleiben. Tropft aber Milch aus dem Euter, so kann man etwas melken, da die Tiere beim Abtropfen der Milch starke Schmerzen haben.

Beim Geburtsakt unterscheidet man drei Stadien: 1. das Vorbereitungsstadium, 2. das Eröffnungsstadium und 3. das Ausstoßungsstadium.

Zum Vorbereitungsstadium gehört das Einsinken der Kreuzbänder, wonach meist in zehn Stunden die Geburt eintritt. Durch langsames Hochheben des Bauches setzen die ersten Wehen, die sogenannten Eröffnungswehen ein.

Die Tiere werden bald hierauf sehr unruhig und es setzen heftige Wehen ein. Nach kurzer Zeit wird die Wasserblase sichtbar, die Eihäute werden gesprengt und das Fruchtwasser fließt ab. Bei Verlagerung des Kalbes kommt die Fruchtblase nicht zum Vorschein und in diesem besonderen Falle ist ein Aufstechen der Blase erlaubt.

Mit dem Platzen der Blase setzen die heftigsten Wehen ein, um den Fötus auszustößen; es ist dies das zweite, also das Ausstoßungsstadium. Durch leichten Druck gegen den Bauch kann man die Wehen verstärken. Tiere, welche die Geburt stehend ausstoßen, haben mehr Schmerzen als liegend gebärende. Beim Pferd dauert

der Geburtsakt gewöhnlich nur eine halbe Stunde, hingegen beim Kinde zwei bis drei Stunden, auch ist beim Kinde infolge des langen Beckens fast immer Hilfe nötig, seltener beim Pferd oder Schwein.

Es erscheinen bei normaler Lagerung zuerst die Vorderfüße und der Kopf, eingehüllt in die Fußblase. Sobald Vorderbeine und Kopf in den Geburtswegen liegen, kann man langsam ziehen und zwar nur dann ziehen, wenn Wehen eintreten, während in den Wehepausen nicht gezogen werden darf. Während des Gebärens soll das Tier auf der rechten Seite liegen, da sonst der Pansen hindernd wirkt. Man ziehe solange, bis der Kopf heraus ist, in gerader Linie mit der Rückenlinie des Tieres. Ist der Kopf heraus, so zieht man nach unten, da sonst das Mittelfleisch einreißen könnte.

Handelt es sich um eine Zwillingsgeburt, so wird das zweite Junge im Verlauf von einer Viertelstunde bis zwei Stunden geboren. Nach der Geburt treibe man das Tier auf, frottiere es kräftig ab und bedecke es zu, um so Erkältungen vorzubeugen. Zugluft ist vor allem zu meiden. Hierauf gibt man Kühen einen Kleientrank, Pferden etwas abgestandenes Wasser. Vor Ablauf von drei Tagen nach der Geburt darf man nie ganz ausmelken. Melkt man nach dem Geburtsakt sofort ganz aus, bezw. läßt vom Kalbe die ganze Milch auffaugen, so bleiben die Nachwehen aus und die Folge davon ist ein Zurückbleiben der Nachgeburt. Die Nachgeburt muß stets aufgebunden werden, da die Tiere sonst darauf stehen könnten.

Der Nabel reißt gewöhnlich von selbst, ist es nicht der Fall, so muß er abgerissen werden. Will man ihn abschneiden, so muß er mit einer ausgekochten Schnur abgebunden werden, da er sonst blutet. Vor dem Abbinden drückt man den Nabel gut aus, damit kein Blut zurückbleibt. Atmet das geborene Tier nach der Geburt wenig oder gar nicht, so kann man so nachhelfen, daß man etwas kaltes Wasser dem Jungen ins Ohr schüttet, wodurch das Trommelfell erschüttert und die Atmung angeregt wird. Künstlich regt man die Atmung in der Weise an, daß man einen Vorderfuß abwechselnd nach vorne und nach hinten drückt.

Es kann nicht immer genug wiederholt werden, daß die Kolostrummilch (erste Milch) dem Kalb, bezw. Fohlen nie entzogen werden darf, da sie den Abgang des Darmpechs bewirkt. Besonders Fohlen sind hierin sehr empfindlich und leiden bei Nichtabgehen an schmerzhafter Kolik. Für gewöhnlich soll es nach 8 bis 12 Stunden den Tierkörper verlassen, wenn nicht, so muß es durch Klütiere aus warmem Wasser mit Öl oder lauwarmem Wasser mit etwas Seife entfernt werden. Das Darmpech kann aber auch schon vor der Geburt abgehen.

Die Nahrung der Mutter darf in den ersten 2 bis 3 Tagen nicht zu reichlich bemessen sein, da ihre Verdauungsorgane noch schwach sind. Erst später greift man zu reichlicherem und leicht verdaulichem Futter, damit die genügende Milchmenge produziert wird.

Die gleiche Sorgfalt ist auch dem saugenden und aufwachsenden Tiere zu widmen.

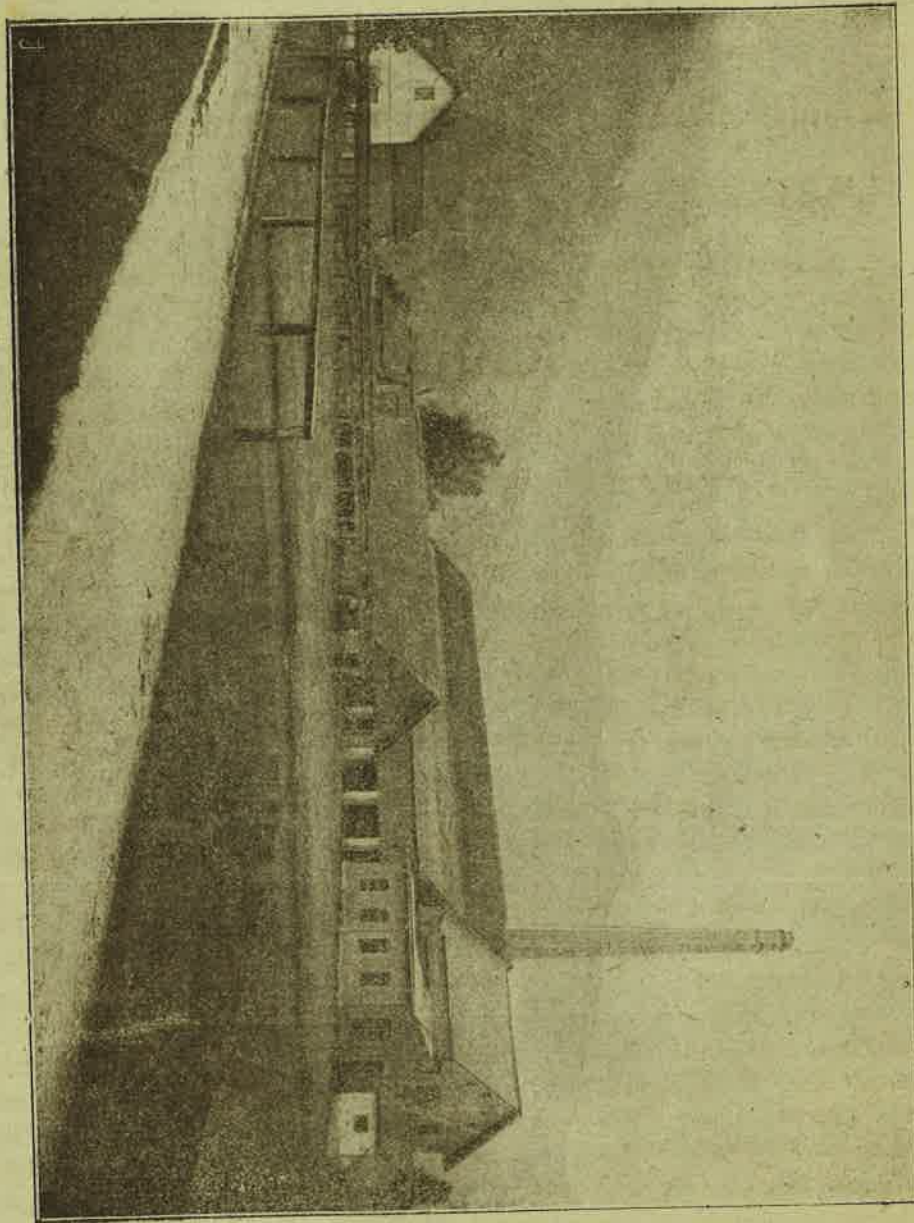
## Einiges über das Genossenschaftswesen in unserer Sprachinsel.

Von Robert Ganslmayer.

Die schönste Gelegenheit, über dieses Thema zu schreiben, bietet uns ganz sicherlich der „Gottscheer Kalender“, da er in den meisten Häusern des Bezirkes aufliegt und während des ganzen Jahres immer wieder eine willkommene Lektüre bildet. Ich benütze denn auch diesen Weg, um wieder einmal über uns zunächst stehende Fragen zu berichten. Wir hatten im Vorjahre öfter Gelegenheit, in öffentlichen Versammlungen aufklärend zu wirken. Leider war uns dies heuer nicht in diesem Maße möglich und so konnten wir nur je eine Versammlung in Messetal, Rieg, Malgern und Allg abhalten.

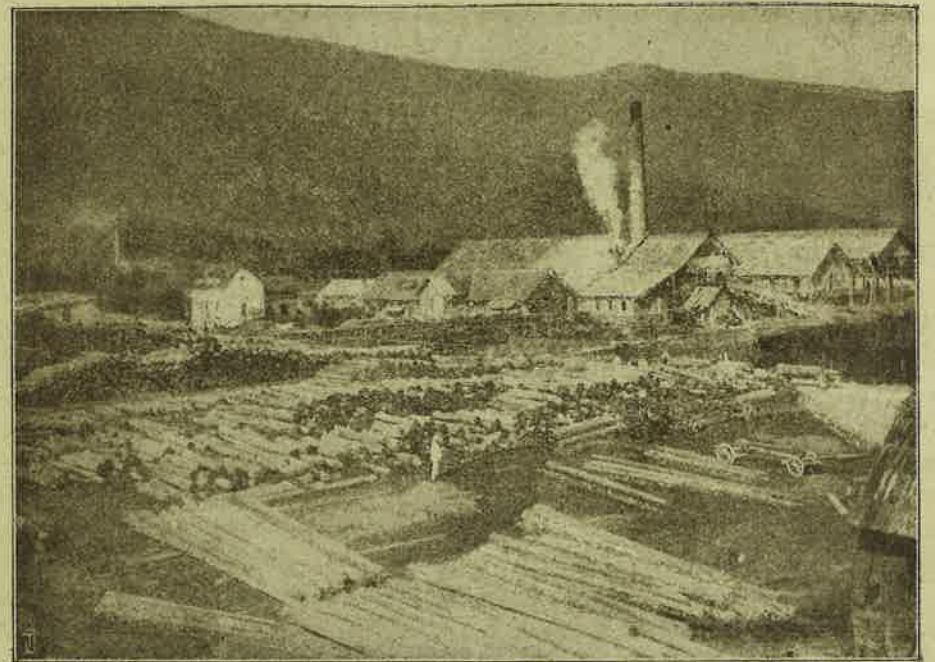
Es kann keinesfalls geleugnet werden, daß durch das Arbeiten der Genossenschaft im Gottscheer Gebiete schon einige Fortschritte zu verzeichnen sind. Speziell auf dem Gebiete der Landwirtschaft merkten wir durch Jahre hindurch den Wert des genossenschaftlichen Zusammenschlusses, doch fängt da und dort der kaum und schwer errungene Vorteil wieder an zu verschwinden, weil die Mittel heute nicht hinreichen, um wirklich Ersprießliches zu leisten. Der Allgemeine Einkaufsverein bemüht sich ganz gewiß redlich, um den genossenschaftlichen Zusammenschluß bis ins letzte Detail zu erwirken. Wenn wir jedoch bisher noch nicht alles erreichen konnten, so sind, wie erwähnt, nur die mangelnden Geldmittel daran schuld. Doch der alte Spruch, daß man zu allem Geduld haben müsse, wird sich auch hier bewahrheiten. Es würde lediglich einer etwas regeren Unterstützungslust der heimischen Bevölkerung und der Gottscheer in Amerika bedürfen, um vieles leichter zu erreichen. Auch fehlt es trotz unserer Zeitung, dem „Genossenschaftler“, noch immer an der nötigen Aufklärung. Das Schlimmste jedoch ist es, daß es immer noch eine Anzahl von Leuten gibt, die nicht Lust haben, in unsere landwirtschaftliche Genossenschaft einzutreten, wahrscheinlich aus Angst, sie könnten an ihrem Geschäfte Schaden erleiden. Ein Blick ins Deutsche Reich überzeugt uns leicht vom Gegenteil. Dort sehen wir eine Anzahl von Genossenschaften jeglicher Art, insbesondere landwirtschaftliche Genossenschaften, und dennoch hebt und belebt sich dort das ganze Wirtschaftsleben immer mehr zum Wohle des ganzen Staates. Es sprechen daher unsere Widersacher nicht die Wahrheit, wenn sie unsere Mitglieder von der Unnötigkeit einer Genossenschaft überzeugen wollen. Solange Genossenschaften bestehen, gibt es auch Feinde derselben, und wenn wir uns vor Augen halten, daß viele Feinde eine besondere Ehre bedeuten, dann soll uns dies nur ermutigen, auf diesem Gebiete mit derselben Ausdauer weiterzuarbeiten, als dies bislang der Fall war.





Die Genossenschaftsziegelei im Jahre 1920.

Wenn wir uns die genossenschaftliche Entwicklung hier bei uns näher betrachten, so kommen wir zur Erkenntnis, daß es bei uns um das ganze Genossenschaftswesen eigentlich doch sehr knapp bestellt ist. Wir haben nur unseren Einkaufsverein und dieser kann nicht allen an ihn gestellten Ansprüchen genügen. Es fehlt ihm an einem entsprechenden Lagerhaus und an den nötigen Magazinen. Vor allem mangelt es an einem eigenen Heim und den höchst nötigen Einrichtungen. Klein geboren, litt er seit jeher unter den besonders kunstvoll inszenierten Anfeindungen, und wenn



Die Genossenschaftsziegelei im Jahre 1921.

wir das seinerzeitige Silberkronenvermögen dem heutigen gegenüberstellen, so können wir konstatieren, daß wir immerhin etwas zurücklegen, doch mit der Gelddevaluation kaum Schritt halten konnten.

Dieser Einkaufsverein ist bis auf weiteres noch immer das Rückgrat und die Grundlage für jede weitere genossenschaftliche Entwicklung. Aus ihm heraus sollen die weiteren landwirtschaftlichen Genossenschaften gebildet werden. Wenn auch heute noch niemand an eine Molkereigenossenschaft glauben will, so dürfte es dennoch zu solchen Einrichtungen kommen, und wenn erst diese geschaffen sein werden, dann gehen Hand in Hand mit ihnen auch die Vieh- und Schweinezuchtgenossenschaften. Von Weidegenossenschaften, im wahren Sinne des Wortes, wollen wir heute noch nicht sprechen, weil diese bei uns in der Tat mehr oder weniger in jeder Ortschaft bestehen. Wenn wir jedoch über Weidewirtschaft überhaupt etwas sagen sollen, so wäre es lediglich deshalb, um über die heutigen wirklich tristen Verhältnisse auf diesem Gebiete zu sprechen. Die ganze Hutweidewirtschaft ist an und für sich ein sehr trau-

riges Kapitel. Teilweise ist daran der große Arbeitermangel schuldtragend, teilweise aber auch eine gewisse Zerfahrenheit, wie sie in fast allen Ortschaften konstatiert werden kann. Das Auspugen der Hutweiden wäre dringend nötig. Manche Ortschaften haben schon fast gar keine Weide mehr. Die Hutweiden sind derart verwachsen, daß gerade noch die Bären und anderes Wild darinnen haufen können. Da wird eine große Aktion einsetzen müssen. Mit dem Momente, wo eine bessere Situation in unserer Viehzucht eintreffen sollte, wird auch das Bedürfnis nach einer mehr gepflegten Weide plaggreifen. Nie hat man den Mangel einer guten Hutweide mehr gefühlt als im Jahre 1921, wo außergewöhnliche Dürre und Trockenheit großen Futtermangel erzeugten.

Ich hege die vollkommene Überzeugung, daß sich bei uns noch sehr viel auf allen diesen Gebieten machen ließe. Nur fehlt es in den meisten Gemeinden an der hierfür nötigen Anzahl von Leuten, welche sich wirklich für eine solche Stelle verwenden ließen.

Bei diesem Anlasse können wir es nicht übersehen, in kurzen Worten auf die Tätigkeit seit dem vergangenen Jahre hinzuweisen, und wenn wir die beiden Bilder betrachten, müssen wir uns gestehen, daß in diesem Jahre sehr viel geleistet wurde. Die frühere Ringofenziegelei wurde bedeutend ausgebaut und vergrößert. Die Trockenaanlagen, welche der Ziegelei durch das Einbauen der Säge genommen wurden, konnten hinter dem Ringofen in größerem Stile ersetzt werden. Ein großer Ziegelschuppen, welcher für 200.000 Ziegel Fassungsraum bietet, wird für die Folge auch bei schlechtem Wetter das Arbeiten ermöglichen. Im Jahre 1921 hatten wir unter besonders schlechtem Wetter der Monate Mai und Juni zu leiden und so manches Tausend Mauerziegel wurde uns „verwaschen“. Für die Folge ist dies vollkommen ausgeschlossen. Die Dachziegelerzeugung klappte im ersten Jahre nicht recht und erst in der zweiten Hälfte der Erzeugungsperiode konnten wir an unsere Kunden gute Dachziegel abgeben. Die Dachziegelmaschinerie entspricht nicht den heutigen Anforderungen und diese muß im heurigen Winter durch eine modernere Anlage derart ergänzt werden, daß wir im kommenden Jahre auch den verwöhntesten Abnehmer zufrieden stellen können. Wie die letzten Dachziegelserien beweisen, kann unsere Ziegelei einen vollkommen konkurrenzfähigen Ziegel erzeugen und dies ist für die Folge von besonderer Wichtigkeit. Wir sehen, daß doch diejenigen Recht behielten, welche den Rat erteilten, man solle sein Geld lieber in gute Real- und Industriewerte als in Geldinstitute einlegen. Ganz besonders merken wir dies bei der immer fühlbareren Entwertung unseres Geldes. Jeder halbwegs Vernünftige gibt daher sein Geld lieber in eine Fabrik, welche Ausichten zu florieren hat. Es würde bei uns nur die Bahnverlängerung zu wünschen übrig bleiben, und die Industriewerte des Einkaufsvereines würden momentan bedeutend hinaufschleun. Auf jeden Fall aber kann versichert werden, daß unsere Groschen in diesen Werten für ewige Zeiten gute Anlage gefunden haben. Nur schade, daß wir im vergangenen Jahre nicht schon die so heiß ersehnte Mühle erbauen konnten. Es würde nur an dem herzhaften Zugreifen noch fehlen und wir hätten die Mühle sofort. Es fehlt nur an dem richtigen Zutrauen. Wenn jeder halbwegs größere Bauer einen einzigen Tausender zeichnen würde, dann hätten wir die Mühle sofort. Wir haben für die Fertigstellung der übrigen beiden Fabrikzweige das Präliminare aufgebracht und werden auch weiterhin für die Ziegelei noch

die vorerwähnten Auslagen zu leisten haben. Daher wäre es ein besonderes Gebot der Notwendigkeit, wenn wir hingehen und Aktien hinausgäben, mit welchen wir die Mühle erbauen könnten. Diese braucht nicht besonders groß angelegt zu sein, doch müßte sie auf jeden Fall für den heimischen Bedarf und für die Maismehlerzeugung hinreichen. Ganz besonders sind es die heißen, trockenen Jahre, in welchen wir eine Mühle sehr nötig haben. Nachdem wir jetzt mit der neuen Maschine genügend Kraft erzeugen, bezw. zur Verfügung haben, so wäre die Kraftfrage gelöst. Die Mühlenfrage wäre daher eine eigene Genossenschaftsfrage für sich. Es gibt wohl nicht viel Bezirke, in welchen der Wassermangel ein derart notorischer ist als bei uns. Nirgendwo leidet der Bauer in solchem Maße unter dem Mangel an Mühlen als hier. Hoffentlich gibt es hier bald Abhilfe, und wenn diese kommt, so wird sie sicherlich durch die Genossenschaft gebracht.

Da unser Kalender eine Art Chronik für unsere Sprachinsel sein soll, so sei hier festgestellt, daß wir heuer an einer Wassernot zu leiden hatten, an die sich die ältesten Leute nicht erinnern können. Die Kazendorfer wanderten mit ihren Ochsengepannen zum Rosenbrunnen bei Mooswald, die Hinterberger zum sogenannten „Schojong“ bei der Diefelder Brücke. Die Nesseltaler und Büchler holten sich ihr Wasser in Römergrund, die Fliegendorfer trieben ihr Vieh zur Kulpä zur Tränke. Die Bauern waren noch nie so stark mit Wasserfragen geplagt, als in diesem Jahre. Es scheint daher wohl verständlich, daß zum Antrieb für die Mühlen oft Monate lang kein Wasser vorhanden war.

Diese Gelegenheit benütze ich auch, um allen denen, die trotz der schweren Zeit fest zur Genossenschaft gehalten haben, besonders zu danken. Wir können getrost in die Zukunft blicken. Wenn wir in diesem Sinne weiter arbeiten, dann wird es um die Genossenschaft nie schlecht bestellt sein.

Anschließend an diese Ausführungen scheint es mir am Plage, der Landwirtschaftlichen Filiale einige Zeilen zu widmen.

Die Landwirtschaftlichen Filialen der Gottscheer Sprachinsel, die nun schon seit nahezu zwei Jahrzehnten bestehen, vollbrachten zumeist segensreiche, wenn auch nicht allorts anerkannte Arbeit. Die landwirtschaftlichen Geräte, die teils von der Südmärk, teils vom Fürsten Auersperg gespendet worden waren, haben durch den Zahn der Zeit gelitten. Neuanschaffungen kommen heute nicht in Betracht, weil hierzu die entsprechenden Mittel fehlen. Der gegenwärtige Jahresbeitrag, den die Mitglieder entrichten, ist viel zu niedrig. Er reicht kaum hin, um die nötigsten Auslagen damit decken zu können. Diese Zeilen muß ich daher in den Kalender schreiben, damit dieselben immer wieder von unseren Bauern und deren Freunden gelesen werden können. Hierzu könnten auch unsere Freunde in Amerika gelegentlich etwas beisteuern. So wie sie für Glocken sammeln, könnten sie hin und wieder auch für die Landwirtschaft etwas unternehmen und für eine Dreschmaschine oder für einige neue Pflüge, Heupressen, Getreideputzmaschinen und dergleichen einige Dollars springen lassen. Es würde nur einer entsprechenden Anregung bedürfen.

Leider werden den Ortsvorstehern gewöhnlich sehr große Schwierigkeiten bereitet und sie plagen sich meist vergeblich, um Einigkeit in die Ortschaften zu bringen. Über die Zuchstierfragen wurde schon soviel geschrieben, daß man füglich annehmen müßte, es sei bereits des Guten zu viel geschehen. Trotzdem kommen wir in dieser für alle

so leidlichen Angelegenheit nicht um einen Zoll weiter. Weil die Landwirte von der Regierung in dieser Beziehung nicht unterstützt werden, muß es leider mit dem Viehstande immer mehr abwärts gehen. Wenn unsere Abgeordneten einmal diese Frage näher studieren würden, so hätten sie reichlich Anlaß, dafür einzutreten. Für die Pferdebezug geschieht verhältnismäßig viel. Es gibt überall Sprungstationen und diese waren bisher für die Pferdebezug von sehr großem Vorteile. Für die Forstwirtschaft haben wir die Bezirksforstgärten und als dritte Einrichtung im Bunde müßte von der Regierung aus die Einrichtung von Zuchtstierhöfen und die damit verbundenen Sprungstationen gefördert werden.

Ich habe vorhin erwähnt, daß unsere Amerikaner durch Sammlungen gelegentlich etwas für ihre alte Heimat unternehmen sollten. Heute, wo der Dollarkurs die fabelhafte Höhe von über 200 K erreicht hat, wäre es beispielsweise sehr einfach, wenn die einzelnen Amerikaner für ihre Heimatsortschaften eine Sammlung für Kunstbinger auf die Ortschaftsutweiden, für landwirtschaftliche Geräte u. dergl. einleiten würden. Vielleicht finden sich durch diese Zeilen drüben beherzigte Männer angeregt. Hoffentlich sind wir im kommenden Jahre in der angenehmen Lage, über größere Fortschritte des Gottscheer Genossenschaftswesens melden zu können.

**Der neue Auslandsposttarif.** Mit 1. Mai trat im internationalen Postverkehr der neue Posttarif in Kraft, welcher vorschreibt: Briefe bis 20 Gramm 2 Dinar, über 20 Gramm für je 20 Gramm 1 Dinar mehr; Korrespondenzkarten 1 Dinar, mit Antwort 2 Dinar; Drucksorten für je 50 Gramm 40 Para; Muster ohne Wert je 50 Gramm 40 Para (geringste Gebühr 80 Para). Drucksorten für Blinde für je 50 Gramm 20 Para. Rekommandationsgebühr 2 Dinar, Retourzettel, wenn es bei der Uebergabe verlangt wird, 2 Dinar, wenn später 4 Dinar.

**Postgebühren**

(vgl. ab 1. Mai 1921.)

Land	Jugoslaw.	Ausland
	Dinar	
	— 50	1 —
	1 50	2 —
	1 50	3 —
	2 50	4 —
Rekommandierte und Expres	— 25	— 50
für jede weitere 20 g	— 25	— 50
Korrespondenzkarten	1 25	1 50
Rekommandierte	1 25	2 50
Expres	2 25	3 50
Rekommandierte und Expres	— 10	— 20
Drucksachen (bis zu höchstens 2000 g) für je 50 g	— 10	— 20
Geschäftspapiere für je 50 g	— 50	1 —
Mindestgebühr	— 10	— 20
Warenmuster (bis zu höchstens 500 g) für je 50 g	— 20	— 40
Mindestgebühr	1 —	1 —
Rekommandationsgebühr	1 —	2 —
Expresgebühr	1 —	1 —
Rückfrachtgebühr	2 —	2 —
Reklamationsgebühr	5 —	
Pakete: (Höchstgewicht 20 kg) bis 5 kg	10 —	
von 5 " 10 "	15 —	
" 10 " 15 "	20 —	
" 15 " 20 "	— 50	
mit Wertangabe (Höchstwert 1000 Din.) bis 100 Din.	1 —	
von 100 " 500 "	2 —	
" 500 " 1000 "		

**Stempelstarif.**

Skala I. für Wechsel, Gelbanweisungen und Handels-Schuldbriefe	Stempel		Skala II. für Dattungen und Rechtsgeschäfte, die nicht unter Skala I. und III. fallen	Stempel	
	Dinar	Para		Dinar	Para
über 25 bis 37 50 Din.	—	5	über 10 bis 20 Din.	—	10
" 37 50 " 75 "	—	10	" 20 " 30 "	—	20
" 75 " 150 "	—	20	" 30 " 50 "	—	30
" 150 " 225 "	—	40	" 50 " 100 "	—	50
" 225 " 300 "	—	60	" 100 " 150 "	1	—
" 300 " 375 "	1	—	" 150 " 200 "	1	50
" 375 " 450 "	1	20	" 200 " 400 "	2	—
" 450 " 600 "	1	60	" 400 " 600 "	4	—
" 600 " 750 "	2	—	" 600 " 800 "	6	—
" 750 " 1125 "	3	—	" 800 " 1000 "	8	—
" 1125 " 1500 "	4	—	" 1000 " 1200 "	10	—
				12	—

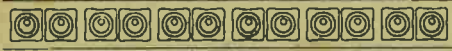
über 1500 Din. ist von je 500 Din. eine Mehrgebühr von 2 Din. zu entrichten, wobei ein Restbetrag unter 750 Din. als voll angenommen wird.

über 1200 Din. ist von je 400 Din. eine Mehrgebühr von 4 Din. zu entrichten, wobei ein Restbetrag unter 400 Din. als voll angenommen wird.

Skala III. für (Kauf-, Darlehens-, Schuldschei- nendienstleistungs-) usw. Verträge	Stempel	
	Dinar	Para
über 5 bis 10 Din.	—	10
" 10 " 15 "	—	20
" 15 " 25 "	—	30
" 25 " 50 "	1	—
" 50 " 75 "	1	50
" 75 " 100 "	2	—
" 100 " 200 "	2	50
" 200 " 300 "	6	—
" 300 " 400 "	7	50
" 400 " 500 "	10	—
" 500 " 600 "	12	—

über 600 Din. ist von je 200 Din. eine Mehrgebühr von 4 Din. zu entrichten, wobei ein Restbetrag unter 600 Din. als voll angenommen wird.

Gesuche und Eingaben an staatliche Behörden sind mit einem Stempel von 2 Dinar zu versehen, wenn Beantwortung verlangt wird, aber 5 Dinar. Für jeden Auszug aus dem Tauf- und Trauungsbuch ist ein Stempel von 1 Dinar notwendig. — Rechnungsstempel: Von 25 Para bis 5 Dinar 2 Para, 5 bis 25 Dinar 10 Para, 25 bis 250 Dinar 20 Para, 250 und mehr Dinar 50 Para.



# Georg Mille

Schuhmachermeister

Gottschnee, Schulgasse 42

empfiehlt sich zur Anfertigung von Herren-, Damen- und Kinderschuh in feinsten Ausführung, Jagd-, Sport- u. Strapazschuh. Auch werden Schuhe für leidende Füße angefertigt.

Prompte Bedienung und reelle Preise.



HOTEL STADT TRIEST  
KOČEVJE

Kalte und warme Speisen, erstklassige Getränke, elegante Fremdenzimmer, Omnibus.

SCHATTIGER GARTEN, SAAL,  
KEGELBAHN.

# Luiſe Schinkel

Weingroßhandlung in Gottschnee Nr. 265

empfiehlt den geehrten Gastwirten von Gottschnee und Umgebung

vorzügliche Maierler und kroatische Weine.

Billige Preise.

Reelle Bedienung.

## Wenn Sie gut und billig einkaufen wollen

dann bemühen Sie sich in die

### Gemischtwaren - Handlung

# Alois Kresse

## Kočevje.



Stets reichassortiert am Lager: Herren- und Damenkleiderstoffe, Barchente, Kottone, Blandrucke, Oxforte, Leinwand, Bettzeuge, Hüte, Schuhe, Galanterie-, Kurz- und Wirkwaren jeder Art und bester Qualität. — Sämtliche Spezereiartikel, Weizenmehl, Maismehl, Polenta, Kleie, Reis, Zucker, Kaffee, Tee usw.

Sämtliches Zugehör für Schneider und Näherinnen.

Wiederverkäufer verlangt Preisangaben.

für beste und reellste Bedienung wird garantiert.

# Rudolf Jonke

Herrenkleidermacher in Kočevje

empfiehlt sich zur Anfertigung von Herrenkleidern aller Art nach neuestem Schnitt.

Billige Preise, schnelle Lieferung.

In- und ausländische Stoffe stets in reicher Auswahl lagernd.



Wollen Sie sich nicht durch verlockende Angebote von Verlanggeschäften an Private täuschen lassen. Gar viele, die es damit schon versucht haben und sich durch die billigen Preise verleiten ließen, haben dann zu ihrer Enttäufdung Stoffe erhalten, die kaum das Verwerten wert waren.

Ich werde Ihnen als Fadmann stets nur gute Stoffe empfehlen und leiste Ihnen als Kleidermacher volle Garantie für eleganten Schnitt und tadellos passende Kleidungsstücke bei billigster Preisberechnung.

Bau- und Möbeltischlerei mit mechanischem Betrieb

# Adolf Fornbacher

empfehlte sich zur Übernahme von Wohnungs-, Kanzlei-, Kirchen-, Schul- und Geschäftseinrichtungen.

Inhaber der Ersten unterkrainischen Leichenbestattungsanstalt „Pietät“.

➔ Großes Lager fertiger Särge. ➔

Landesproduktenhaus en gros

## BOR. SBIL, Kočevje

Haus Harde.

Bankkonto: Slowenische Eskompte Bank, Ljubljana.  
Post-Checkkonto: Nr. 11.032, Amt Ljubljana.  
Affilierte Firma: Jof. Terpin & Komp., Rakek (SfS).

Bau- und Möbelbeschläge, Kücheneinrichtungen, Öfen und Sparherde, Stabeisen, Farben aller Art, Lacke, Firnisse, Brunolin, Terpentin, Politur, Bronze, Email- und Fußbodenlacke sowie alle Spezereiartikel

stets lagernd in großer Auswahl bei

### Johann Macher, Kočevje.

Reichhaltiges Lager der besten und billigsten  
Fabrräder und Nähmaschinen

• • für Familie und Gewerbe. • •

Schreibmaschinen

• • Langjährige Garantie • •



Johann Jax & Sohn, Ljubljana

Wienerstraße Nr. 15.

## Franz Engele d. Jüngere

==== Gottschee 190 ====

➔ Sattler, Tapezierer und Wagenlackierer ➔

empfehlte sich zur Anfertigung von allen Gattungen Pferdegeschirre, Rosshaar-, Afrique- und Federmatrassen sowie Wagenlackierungen.

Stets lagernd: Samaschen, Rucksäcke, Einkaufs- und Schultaschen, Reisekoffer, Ausrüst- und Arbeitsgeschirre sowie einzelne Geschirrtteile, Rosshaar und Afrique, Peitschen und Peitschenstöcke, Hummeldecken usw.

Mechanische Werkstätte

## ZEMELROK OTON

Kočevje, Rosenhofgasse Nr. 269.

Sämtliche Reparaturen von Fahrrädern, Nähmaschinen sowie landwirtschaftlichen Maschinen, Vernicklungen und Ofenlackierungen werden in eigener Werkstätte durchgeführt.

Sämtliche Bestandteile lagernd.

Für jede Arbeit Garantie.

Bau- und Möbeltischlerei

➔ Hans Ramor, Kočevje ➔

empfehlte sich zur Anfertigung aller in sein Fach einschlägigen Arbeiten.

Günstig und unter sehr kulanten  
Bedingungen übernehme ich jederzeit

**Schlachtvieh**  
und  
**Schlachtschweine.**

Ich lade alle Gottscheer Bauern ein,  
alles Vieh mir zum Kaufe anzubieten.

Fleischerei und Schlachtviehexport

**Franz Pestl, Mitterdorf.**

Karl Peteln's Nachfolger

**Josef Hönigmann**

Gottschee, Hauptplatz 90

empfiehlt sich zur Erzeugung feinsten Schuhwaren für Herren  
und Damen in prima handgenagelter und genähter Ausführung  
wie auch Strapazware.

Stets reichhaltiges Lager von Ober- und Sohlenleder  
sowie Schuhmacherzugehör.

**Café Zurl**  
Ročevje.

Elegant eingerichtet.

Billarde.

Erstklassige Weine.

ALOIS ROM

SPEZEREIWARENHANDLUNG

KOČEVJE, Hauptplatz  
vormals Ranzinger.

